Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1843

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **124 (1845)**

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-372518

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1843.

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Auf den nassen Sommer 1843 folgte ein kurzer Herbst, der in unserer Gegend schon Ende Herbstmonats Schnee brachte und dadurch die Einbringung der Feldfrüchte bedeutend erschwerte. Dieß, so wie die geringe Erndte an Güte und Menge steigerte namentlich den Preis der Erdfrüchte, der Kartoffeln z. B., auf beinahe die doppelte Höhe. Die Getreideerndte lieferte viel Stroh, weniger ergiebige Körner, außer Haber. Der hohe Preis des Weizens erlaubte sogar dessen Herschaffung aus Ungarn (das Viertel Korn galt beiläufig 1 fl. 40 bis 1 fl. 50 kr., den Winter hindurch in Rorschach.) Die Obsterndte kann mittelmäßig genannt werden; der Ertrag des Weinstocks war namentlich an Qualität schlecht. Der Vorwinter, trocken, frisch und selten mit einzelnen Schneetagen begleitet, dauerte bis Ende Jahrs. Den 2. Januar 1844 trat erst der eigentliche Winter ein, und zwar ein Winter, der sich durch seine ungemeine Menge Schnee, sowie durch seine ununterbrochene Dauer bis Ende März vorzüglich auszeichnete. Die Kälte war nie bedeutend. Die Furcht wegen Erdbrüchen und Wassersnoth beim Schmelzen der ungeheuren Schneemasse war glücklicherweise vergeblich; der trockene, frische Frühling beugte diesem vor. Erst der Brachmonat ward anhaltend wärmer, feuchter und somit auch außerordentlich fruchtbar. Vom Anfang des Sommers, also von der letzten Woche des Brachmonats an bis Mitte August herrschte zwar fast beständig Regenwetter, und die ziemlich ergiebige Heuerndte ward dadurch bedeutend erschwert, doch war die Temperatur gelind und somit die Witterung fruchtbar.

Ueber Krieg und Frieden, oder über die politischen Verhältnisse.

Je weniger man von Jemanden zu erzählen weiß, um so glücklicher pflegt auch dieser in der Regel zu sein. Ein solcher Jemand ist nun gegenwärtig Mittel- und Nordeuropa. Mehr läßt sich vom Süden und Westen Europa's sagen. Frankreich, seiner großen Schuldenlast und seiner wachsenden Steuern fast gewohnt, behauptet in seinem eigenen Lande zwar den Frieden, hat jedoch in Afrika außer Abd-el-Kader, diesem überall und nirgends, der die Franzosen in Algier überall neckt und die ihnen unterthänigen Araber-Stämme von Zeit zu Zeit plündert, nun auch an dem Kaiser von Marokko einen neuen Feind erhalten. — England geht es wie jenem Frankfurter. Als vor Zeiten bei einer Kaiserkrönung in Frankfurt am Main in den Straßen, durch welche der Krönungszug gieng, das untergebreitete Tuch dem Volke preisgegeben wurde, war unter anderem ein Mann sehr eifrig beschäftigt mit der Scheere möglichst viel Tuch für sich abzuschneiden. Dieser Eifer ließ ihn nicht gewahren, daß, während er sich bückte, ein Dieb hinter ihm einen Theil seines Mantels lostrennte. Ein Spaßvogel, rief ihm zu: „Mein Herr, was ihr vornen gewinnt, verliert ihr hinten wieder.“ So ergieng es England mit China; hinten in Indien verlor es inzwischen Afghanistan. Doch scheint der Verlust weit geringer als der Gewinn zu sein. — Portugal, Spanien und die Türkei werfen wir billig in einen Topf, Unsicherheit des Eigenthums, Willkühr, da und dort ausbrechende Aufstände sind an der Tagesordnung. Auch in Italien, dem südlichen und mittlern, scheint nicht gänzliche Ruhe und Zufriedenheit zu herrschen. So kehrt in Sicilien, einst der kornreichsten, und heute noch eine der fruchtbarsten Inseln der Welt, in Folge größtentheils der verkehrten Maaßnahmen der Regierung, häufig Hungersnoth unter der ärmern Klasse ein. In Griechenland kocht und gährt es immer, die jugendliche Nation weiß sich noch nicht recht im Zaume zu halten.

Merkwürdige Naturbegebenheiten.

Die Schneelawinen.

Von den vielen Verheerungen, die, in Folge des ungewöhnlich vielen Schnees, letzten Winter durch Lawinenstürze nicht nur in der Schweiz, sondern im Alpengebirge überhaupt stattfanden, führen wir nur folgende merkwürdige Fälle an u. zwar zuerst ein Beispiel wunderbarer Rettung vom Berner Oberlande u. s. w.

Im Berner Oberland, zwei Stunden ob Meiringen, lag auf einer etwa 30 Schritte vom Gadmenwasser entfernten Anhöhe das zum Orte Mühlethal gehörende Wohnhaus des Peter von Wyßenfluh. Es ward vor ungefähr 90 Jahren auf dieser, der allgemeinen Ansicht nach, vor Lawinenzügen gesicherten Stelle errichtet und bestand aus zwei mit Mauern eingefaßten Kellern, zwei Wohnstuben und drei sogenannten Obergaden. Peter von Wyßenfluh, der mit seiner Frau, drei Töchtern und einem Knaben das Haus bewohnte, theilte die allgemeine Meinung der Sicherheit, bis das allmälige Verschwinden der Waldungen, und besonders die ungeheure Schneemasse dieses Winters ihn mit so bangen Besorgnissen erfüllten, daß er vor einigen Wochen in der Wohnstube eine Oeffnung nach dem Keller anbrachte, um im Nothfall daselbst mit den Seinen Schutz zu finden. Am 7. Februar Nachts 10 Uhr begab sich die Familie ganz unbesorgt zu Bette, denn das Wetter war stille. Die Eheleute, wie das jüngste Mädchen, schliefen in der obern, die älteste Tochter in der untern Wohnstube, die zwei andern Kinder in dem mittlern Obergaden. Nach Mitternacht stand die Frau auf, und sagte zu ihrem Manne, sie hätte schon zweimal Lawinen gehört und dürfe nicht mehr im Bette bleiben. Draußen regnete es und die Gefahr mehrte sich. Der Zeiger wies auf 3 Uhr.

Nun eilte auch der Mann aus dem Bette, allein ehe sich beide ankleiden und ehe sie Licht anzünden konnten, erneuerte sich der Lawinen-Donner, und das Schnee-Ungeheuer nahte mit Blitzesschnelle der Wohnung. Im ersten Schrecken flüchtete sich Wyßenfluh mit dem jüngsten Kinde durch die Stubenöffnung in den Keller, indem er seinem Weibe zurief, ihm zu folgen; allein die Angst hatte ihr die Geistesgegenwart geraubt und sie war unfähig, sich von der Stelle zu bewegen. Der arme Vater stieg nun wieder in die Stube, um seine übrigen Kinder zu retten, da brach unter fürchterlichem Krachen das ganze Haus unter der Alles zermalmenden Gewalt der Lawine wie ein Kartenhaus zusammen, und wie Strohhalme wurden die zerbrochenen Trümmer, Balken u. s. w. weithin in den Abgrund geschleudert.

Vom ganzen Hause war nur noch eine kleine Eckwand der Wohnstube stehen geblieben und gerade hinter dieser standen Vater und Mutter, als die Lawine ihre Wohnung zertrümmerte; sie waren gerettet; ebenso das Kind im Keller. Die Uebrigen waren verschwunden; doch bald erscholl ihr Hilferuf. Die älteste Tochter war 80 Schritte thalabwärts geschleudert, hatte noch die Bettdecke in der Hand, und konnte sich bald von einem Stücke Holz, das auf ihren Füßen lag, befreien und aus den Trümmern herausarbeiten. Die zwei andern Kinder lagen etwa 30 Schritte entfernt und hielten sich gegenseitig, vom Schrecken erstarrt, umschlungen. Alle waren ganz nackt und doch beinahe unversehrt der gräßlichen Katastrophe entronnen, deren Dauer keine Minute betrug. Auf das Jammergeschrei der Unglücklichen eilten die Bewohner des Dorfes ihnen Beistand zu leisten, und zwar mit solchem Eifer, daß Heinrich Roth und Hans Brügger, die jenseits dem Wasser wohnten, durch Gesträuch und über Felsen kletterten, das Bergwasser durchwateten, den diesseitigen felsigen Abhang erklimmten, um den Nackten schnell Kleider und sonstige Hilfe zu bringen. Peter Roth, Heinrichs Vater, nahm die von Allem entblößte Familie sogleich in sein Haus auf und sorgte mit christlicher Liebe für dieselbe. Alle arbeitsfähigen Männer der Gegend legten Hand an, den Schutt wegzuräumen, um die vermißten häuslichen Geräthe hervorzusuchen und halfen nach Kräften, das herbe Loos der Unglücklichen zu erleichtern.

Der 28. Januar 1844 war für die Gemeinde Amden, im Kanton St. Gallen, ein Tag des Schreckens. Die vorhergehende Nacht

war überaus stürmisch und warf einen ungewöhnlich hohen Schnee. Dieser, verbunden mit einer frühern Eiskruste, löste sich gegen Mittag 11 Uhr am nordwestlichen Theile des Berges los und wälzte sich als große Lawine gegen das Dorf. Zwei Häuser und zwei Ställe wurden gänzlich zertrümmert. Die meisten Hausbewohner waren in der Kirche; ein Mädchen von 14 Jahren aber fand im Schnee ihr Grab; eine Frau von 73 Jahren wurde beschädigt aus den Trümmern gerettet. Diesen Vorgängen folgte eine noch schrecklichere Nacht. Abends 9 Uhr löste sich, mehr östlich, eine zweite Staublawine los und zerstörte gänzlich zwei Wohnhäuser, 1 Schmiede, 1 Mühle und 5 Ställe. Das Schulhaus wurde, stark beschädigt, seiner Stelle entrückt. Eine Mutter und ein Kind wurden unverletzt aus den Schneefluthen gegraben, 2 Kinder aber fanden den Tod.

Erdbeben.

Ein schreckliches Erdbeben hat die kleine zu Samatra gehörende Insel Pulo-Nias verheert. Alles wurde bei dieser Zuckung der Natur zerstört, deren Heftigkeit so groß war, daß die Einwohner glaubten, der jüngste Tag der Insel sei gekommen. Die Berge stürzten über ihren Grundvesten zusammen und breite Risse, in denen schwärzliches Wasser kochte, öffneten sich unter den Schritten der unglücklichen Inselbewohner, die eine ganze Nacht, in welcher sich die Erdstöße wiederholten, in Todesangst zubrachten. Am folgenden Tage, als man mit der Rettung der unter den Trümmern Begrabenen beschäftigt war, bedeckte eine ungeheure Woge die Küste und riß Alles fort, was das Erdbeben verschont hatte. Nur eine kleine Anzahl der Inselbewohner ist diesem Unglück entgangen.

Meteor.

An einem großen Theil des schweizerischen Horizonts hat sich in der Nacht vom 21. Dezember 1843 ein Meteor gezeigt. In Delsberg, Kanton Bern, z. B. wurde die in dichten Nebel gehüllte Stadt plötzlich erleuchtet, wie durch einen Sonnenstrahl im Monat August. Dieses lebhafte Licht ist in den Zwischenräumen von ein paar Sekunden zweimal zurückgekehrt. In Freiburg leuchtete es einen Augenblick so stark, daß die Stadt, von den Höhen aus gesehen, in Feuer zu stehen schien.

Ueber das Wandern der Vögel.

Bekanntlich sind nicht sämmtliche Vögel, welche sich in den gemäßigten Gegenden unserer Erdhälfte finden, beständige Bewohner ihrer Gegenden. Sehr viele halten sich nur während der wärmeren Jahreszeit bei uns auf, um zu brüten und verlassen uns dann, um nach Süden zu ziehen, wo sie reichlich die Nahrung finden, welche ihnen in jener spätern Zeit bei uns mangeln würde. Andere Vögel, welche wir sonst nicht zu sehen gewohnt sind, erscheinen bei uns im Winter und verlassen uns wieder mit dem Eintritt der gelinden Witterung, um nach dem Norden zurückzukehren, woher sie gekommen waren. Eine dritte Klasse von Vögeln endlich besucht uns blos im Vorüberziehen im Spätjahr und auf der Rückreise im Frühling.

Was ist aber die Ursache des Wechsels, welchen die Klasse der Vögel hinsichtlich ihres Aufenthalts beobachtet? Wer zeigt ihnen die Zeit und den sichern Weg, der sie nie irre führt? Es kann unmöglich die Empfindung der kälteren Witterung sein, denn sonst würden auch alle die Vögel wegziehen, denen dieß nie einfällt, ob sie gleich auf die dringendste Weise dazu veranlaßt scheinen; denn wie ärmlich und kümmerlich müssen manche Vögel sich in strengen Wintern durchbringen! Man denke an Goldammern, Sperlinge, Spechte, Raben u. dergl. Eingesperrte Vögel fühlen den Trieb zur Wanderung ebenfalls, ob es ihnen gleich weder an Wärme noch an Nahrung gebricht. Wir mögen noch so viele Vermuthungen erfinden, so sind sie doch nie hinreichend, die Ursachen jener Wanderung vollständig zu erklären. Wenn es auch offenbare Thatsache ist, daß die Vögel stets einer wärmeren Gegend zuziehen, so bleibt uns doch die Regelmäßigkeit, welche in Zeit und Ort von ihnen beobachtet wird, ihr Zusammenhalten, die besondere Art und Weise einer jeden Gattung, durchaus unerklärbar, und wir müssen diese Erscheinungen, wie so viele andere in der Thierwelt allein dem Instinkt zuschreiben, einer Kraft, von der wir uns zwar, der Art unserer Vorstellungsweise entsprechende, Begriffe machen, von der wir aber im Grunde nicht wissen, was sie eigentlich ist.

Einige Zugvögel bleiben in den südlichen Gegenden Europa's, andere ziehen über's Meer nach Aegypten, den Inseln des griechischen Archipels, nach Syrien, Arabien, Kleinasien, nach der Barbarei u. s. w., wo die gütige Natur sie gegen den Untergang schützt; allein daselbst verlieren die schönsten Sänger, z. B. die Nachtigall und andere ihre wohlklingenden Stimmen und geben blos rauhe unmelodische Töne von sich. Aegypten besuchen die Nachtigallen nicht in so großer Menge als Syrien, weil jenes keine Wälder hat. Am zahlreichsten kommen die Wachteln nach Aegypten, wo sie in sehr großen Schaaren auf den sandigen Ufern des Landes anlangen. Beim ersten Blick erstaunt man, wie diese Vögel, die einen so schweren Flug haben, so weite Wanderungen machen können; dieses Erstaunen aber vermindert sich einigermaßen, wenn man weiß, daß ihnen die Inseln des mittelländischen Meeres, z. B. Malta, und die Schiffe, welche darauf fahren, zu Ruhepunkten dienen. Aber selbst an diesen Orten, welche die Wachteln aus Schwäche nicht immer erreichen können und deren Entfernung häufig ihren Untergang verursacht, finden sehr viele den Tod; denn wenn sie sehr ermüdet sind, so lassen sie sich leicht fangen. Auf dem Takelwerke der Schiffe lassen sie sich mit der Hand erhaschen und wenn sie sich vor zu großer Ermüdung nicht mehr emporschwingen können, so stoßen sie heftig an die Schiffe an, prallen vom Stoße betäubt zurück und finden ihr Grab in den Wellen. Wie groß aber auch für die Wachteln die Gefahren einer langen Reise und wie stark auch ihr Verlust unterwegs sein mag, so langt doch in der Gegend von Alexandrien noch eine so große Menge an, daß die Anzahl derselben beinahe unglaublich ist.

Auf den griechischen Inseln finden sich fast die meisten Zugvögel, sie mögen nun daselbst bleiben oder nur vorbeiziehen. Ihre Ankunft richtet sich nach den daselbst herrschenden Winden und ist daher nicht in jedem Jahre gleich. Kommen sie daher dort später als gewöhnlich an, so halten sie sich auch nicht lange auf, sondern reisen mit dem ersten günstigen Wind ab, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Bei der Rückkehr ziehen sie in weniger zahlreichen Haufen mehr vereinzelt und zerstreut als bei der Herbstwanderung. Durch diesen Umstand wird ihre Sicherheit vermehrt, denn sie entgehen dadurch eher den Schlingen, die ihnen überall auf ihrer Reise gelegt werden. Merkwürdig ist auch, daß sie bei ihrer Rückkehr im Frühling mager, dagegen im Herbste sehr fett sind.

Die Sperber findet man fast auf allen griechischen Inseln, wo sie das ganze Jahr hindurch bleiben. Mehrere andere Falkenarten, z. B. der Hühnergeyer, scheinen ebenfalls daselbst zu bleiben.

Wenn der Winter sehr kalt ist, so gibt es auch auf einigen Inseln des Archipels in den höchsten Gebirgen Auerhähne, die aber sogleich wieder fortgehen, sobald es gelinder wird. Während des Winters sieht man auch sehr viele Staare. Die Drosseln sind nur zum Theil Zugvögel, manche bleiben das ganze Jahr da. Am Ende des Oktobers stellen sich zahlreiche Flüge von Holztauben ein und mit ihnen der Kukuk, den die Griechen daher Turteltaubenführer nennen.

Uebersicht

der Geburten, Ehen, Leichen und Vermächtnisse des Kant. Appenzell V. R. im Jahre 1843.

	Gebor.	Gestorb.	Ehen.	Vermächtnisse. fl.	kr.
Urnäsch .	97	93	39	455	24
Herisau .	271	274	55	8373	48
Schwellbrunn	71	71	29	598	—
Hundweil .	62	51	24	184	24
Stein . .	50	42	13	587	48
Schönengrund	14	21	3	70	12
Waldstatt .	29	25	3	1065	—
Teufen .	149	139	34	6973	48
Bühler .	45	25	14	300	—
Speicher .	104	85	26	1003	12
Trogen .	89	86	20	3531	—
Rehetobel .	77	45	13	182	24
Wald . .	58	73	14	183	36
Grub . .	30	27	6	8281	—
Heiden .	81	61	9	1008	30
Wolfhalden	70	59	16	1121	12
Lutzenberg	33	16	20	565	—
Walzenhausen	69	44	15	366	48
Reute . .	22	24	12	413	42
Gais . .	80	68	21	734	—
	1521	1329	386	35998	48

Mehr geboren als gestorben 192 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europa's.

Großbritanien.

Von der Größe des englischen Reiches kann man sich erst einen Begriff machen, wenn man den Umfang seiner Colonien, deren Zahl auf mehr als siebenzig steigt, kennt. Dieser Umfang beträgt das zwölffache des Mutterlandes; aber eine große Ländermasse in Asien ist außerdem noch mittelbar mehr oder minder englischem Willen und Einflusse unterworfen. Die Bevölkerung sämmtlicher Colonien beläuft sich auf hundert Millionen Bewohner. Davon sind nur etwa gegen drei Millionen von weißer Farbe; alle übrigen gehören den Farbigen an. Etwa drei Millionen davon sind Christen, achtundzwanzig Millionen Muhamedaner und siebenzig Millionen Heiden und Gözendiener. In diesen Colonien unterhält England eine bewaffnete Macht von anderthalbhunderttausend Mann.

Wie aber alles unter dem Monde neben seinem Glanzpunkte auch einen Schattenpunkt hat, so kann auch England bei all' seinem Reichthum und seiner Macht, seine schwache Seite nicht verhehlen. Und diese schwache Seite liegt sehr nahe, im eigenen Mutterlande, sie zeigt sich in Armuth und Unterdrückung des gemeinen Volks, namentlich der Fabrikarbeiter und der Bewohner Irlands. England stellt so recht das Evangelium von dem reichen Mann und dem armen Lazarus dar. Jener kleidet sich in Purpur und köstliche Leinwand, lebt alle Tage herrlich und in Freuden, schmauset und trinkt, indeß der Arme draußen vor seiner Thüre hungernd auf kaltem Gesteine liegt. Und Mylord meint, alles gethan zu haben, wenn er sein Tischtuch draußen vor den Armen ausschütteln und ihm einige Brosamlein von seinem Ueberflusse zukommen läßt.

Deutschland.

Eine der wichtigsten Fragen für Deutschland ist die immer mehr überhandnehmende Auswanderung. Es wäre wohl an der Zeit, daß sich die deutschen Regierungen ihrer auswandernden Unterthanen mit mehr Eifer annähmen. Ein Francis J. Grund hat ein „Handbuch und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinstaaten von Nordamerika. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1843" herausgegeben, welches die klarste und populärste Anweisung für deutsche Auswanderer sein dürfte. Der Verfasser empfiehlt, mit Ausschluß der ungesunden und durch die Plantagenverhältnisse ungünstig gestellten südlichen Staaten, so wie der übervölkerten nördlichen Staaten, folgende 6 Landestheile: Pensilvania, Ohio, Indiana, Michigan, Illinois, Missouri, wovon er eine Karte und Beschreibung liefert. In diesen Staaten sind die Deutschen am häufigsten. Sie sind hier vermöglich und unabhängig geworden, haben deutsche Zeitungen, deutsche Schulen, deutsche Kirchen, deutsches Bürgermilitär. Man hat ihnen aus freiem Antriebe Zugeständnisse gemacht, welche andern Nationen nicht zu Theil wurden; so z. B. werden die Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlungen in diesen Staaten auf Staatskosten in deutscher Sprache gedruckt, ebenso die Botschaften der Gouverneure und sämmtliche Gesetze. Die deutschen Kompagnien behalten das deutsche Kommando bei, bei jedem Gericht ist ein deutscher Dollmetscher angestellt. Weiter kömmt es bei dem Auswanderer darauf an, welchem Stand er angehöre. Die meiste Aussicht hat der Ackerbauer. Aber er kann nur dann gewinnen, wenn er selbst Hand anlegt, weil der Taglohn außerordentlich theuer ist. Hr. Grund räth jedem deutschen Ackerbauer, der nach Amerika geht, zuerst selbst um Taglohn zu arbeiten, weil er dadurch nicht nur einen großen Lohn verdienen, sondern auch auf die bequemste Weise sich in die eigenthümlichen Verhältnisse der dortigen Agrikultur einlernen kann. Ein fleißiger Bauer kömmt unter allen Umständen am besten in Amerika fort und kann bald zu einem behaglichen Wohlstand gelangen. Viel seltener der Handwerker.

Es fehlt den Ver. Staaten durchaus nicht

an Industrie, wie man wohl behauptet; der fremde Arbeiter kann oft nicht einmal konkurriren bei seiner bisherigen Manier, geschweige den einheimischen Arbeiter ausstechen. Er hat vielmehr noch viel zu lernen. Der amerikanische Arbeiter ist sehr ausdauernd, von großer mechanischer Geschicklichkeit und bedient sich nicht gern fremder Hülfe. Sehr gute Geschäfte machen in Amerika die Wirthe, Hausirer und Krämer; allein dazu gehört eine sehr genaue Landes- und Menschenkenntniß, die man sich nicht bald erwirbt. Hr. Grund fährt fort, den Auswanderern Räthe in Betreff des einzuschlagenden Weges und der Reise zu ertheilen. Er warnt vor den Gaunereien in den deutschen Seestädten. Dabei räth er zugleich, ja nicht, wie viele deutsche Bauern thun, Geräthschaften und allerlei Geschlepp mitzunehmen, das des Transports nicht werth ist. Sobald der Auswanderer auf amerikanischem Boden angelangt ist, umdrängt ihn ein neues Heer von Spekulanten und Betrügern. Auch diese werden klassifizirt und wird vor ihnen gewarnt. Insbesondere empfiehlt er Jedem die alsbaldige Anschaffung eines, jeden Monat neu aufgelegten, höchst wichtigen Buches, des „Bicknell's kounterfeit detektor," welches ein fortlaufendes genaues Verzeichniß und die Abbildungen aller falschen oder außer Kurs gekommenen Banknoten enthält, da dem unwissenden Deutschen gewöhnlich die alten verrufenen Banknoten gebrochener Banken verkauft werden. Neuer Betrug harrt der Einwanderer, wenn sie Land kaufen wollen. Da wird ihnen von Gesellschaften, die dem Staat wohlfeil abgekauft haben, das Land zu theuerm Preis angeboten, oder Land, auf das schon ein Anderer Anspruch hat. Am wohlfeilsten kauft man aus erster Hand, vom Staate, weil diesem aller Boden gleich baar bezahlt werden muß, was die Spekulanten nicht thun können, weil sie den Zins verlieren würden, ehe Käufer genug sich finden. Nachdem Hr. Grund alle diese Chikanen gegen den Auswanderer geschildert hat, erzählt er denselben wieder zum Trost, welche herrliche Freiheit in Amerika herrsche, wie er nirgends einen Paß, zu keinem Geschäft eine Bewilligung brauche ꝛc. Allein er ermäßigt die Freude durch Hinweisung auf die Strenge der Amerikaner. Die Sitte ist dort eben so tyrannisch wie das Gesetz liberal. Da darf Keiner in einem zerrissenen oder auch nur unreinlichen Kleide erscheinen, oder er hat allen Kredit für immer verloren. Da darf Keiner im Wirthshaus sitzen und trinken und ein frohes Lied singen. Da darf Keiner fechten oder auch nur klagen und jammern, was die Auswanderer der ärmern Klasse so gerne thun. Nichts setzt den Deutschen in den Augen der Amerikaner mehr herab als die deutsche Handwerksburschenschaftlichkeit.

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.		Geburtsjahr.
1831	Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835	Ferdinand I. östreichischer Kaiser, König von Ungarn, Böhmen, d. Lombardei ꝛc.	1793
1825	Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830	Ludwig Philipp I. König von Frankreich.	1773
1844	Oskar I. König von Schweden.	1799
1833	Isabella I. Königin v. Spanien.	1830
1837	Viktoria I. Königin von Großbritanien.	1819
1837	Ernst I. König von Hannover.	1771
1840	Christian VIII. König von Dänemark.	1786
1826	Maria II. Königin von Portugal.	1819
1840	Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen.	1795
1831	Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1830	Ferdinand II. König beid. Sicilien.	1810
1825	Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817	Wilhelm I. König v. Würtemberg.	1781
1836	Friedrich August I. König von Sachsen.	1797
1840	Wilhelm II. König von Holland	1792
1831	Leopold I. König von Belgien.	1790
1832	Otto I. König von Griechenland.	1815
1839	Abdul Medschid, türkischer Kaiser.	1823

Großherzoge.

1830	Baden. Leopold.	1790
1821	Hessen-Kassel. Kurfürst Wilh. II.	1777
1839	Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828	Sachsen-Weimar. Carl Friedrich.	1783
1824	Toskana. Leopold II.	1797

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte, und anderes, belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Schweizerische Viehzucht.

Im vergangenen Jahr setzte der Vorort Bern eine Commission nieder, die sich über die eidgenössischen Handelsangelegenheiten berathen soll. Dieselbe Commission theilt in ihrem Berichte über unsere Viehzucht folgendes mit.

Unsere Hirten sind ein Hirtenvolk genannt worden; Vorliebe für Viehzucht hat sich, unterstützt durch die Natur des Landes, auch bei den Enkeln erhalten. So hat die Schweiz denn auch heute noch einen äußerst starken, und es darf beigefügt werden, sehr schönen Viehstand. Er bildet einen der größten Reichthümer des Landes, und der Viehhandel mit dem Auslande nimmt einen bedeutenden Platz in dem Ausfuhrhandel der Schweiz im Allgemeinen ein. Auch wird dieser Handel der Schweiz bleiben.

Es gibt nur wenige Gegenden in der Schweiz, von den hohen Alpen bis in die üppigen Niederungen, welche sich nicht vorzüglich zur Viehzucht eignen. Die Rasse des schweizerischen Hornviehs gehört daher zu den ausgezeichnetsten, und unsere Nachbarn alle bedürfen derselben, um durch Kreuzung ihren Viehschlag zu erfrischen.

Im Vergleich zu frühern Zeiten ist eine wesentliche Veränderung des schweizerischen Viehstandes, nicht nur hinsichtlich der Menge, welche außerordentlich angewachsen ist, sondern auch hinsichtlich der Arten, welche gehalten werden, eingetreten.

Die Ziegen und Schafe, vormals wohl zahlreicher als heute, sind durch die Kühe auf die höhern Gegenden verdrängt worden. In den Niederungen der Schweiz und auf den mittlern Bergen und niedern Alpen hat die Hornviehzucht mehr und mehr Ausdehnung gewonnen.

Die künstlichen Futterkräuter, namentlich die Espersette und Luzerne, haben den Futterertrag des Landes und mittelbar auch den Viehstand außerordentlich vermehrt; die Vertheilung der Allmenden, die Einführung der Stallfütterung halfen ihrerseits noch, und so ist denn der Rindviehstand stärker als je. (Auf drei Köpfe der Bevölkerung darf beiläufig ein Stück Rindvieh gerechnet werden.)

Der Handel mit schweizerischem Rindvieh ist besonders stark und jährlich zunehmend nach der Lombardei; die Viehpreise sind sehr hoch, und dergestalt die Einfuhrzölle, welche überdieß großentheils die fremden Käufer tragen, nicht sehr hemmend.

Unzweifelhaft scheint, daß der Gewinn auf schönem Vieh sicherer und größer ist, als derjenige auf kleinerem Vieh.

Es wäre zu wünschen, daß die schweizerischen Viehpächter dieß niemals übersähen und daher fortwährend auf Erhaltung und Veredlung der Rasse Bedacht nähmen.

Auch nach Frankreich ist die Viehausfuhr, der hohen Zölle ungeachtet, beträchtlich.

Während in gewöhnlichen Zeiten Deutschland und Vorarlberg mehr Vieh, namentlich junges, nach der Schweiz einführen, als aus derselben beziehen, hat in neuester Zeit eine starke und bekanntlich, durch keinen Zoll erschwerte Viehausfuhr nach Deutschland stattgefunden. Diese Viehausfuhr ist durch das Bedürfniß bedingt worden, den durch Futtermangel im Jahr 1842 in Süddeutschland stark reduzirten Viehstand wieder zu ergänzen.

Pferdezucht.

Auch die Pferdezucht, obschon bei der Vertheilung der Allmenden schwieriger, ist in einzelnen Kantonen immer noch blühend.

Wenn die Ausfuhr nach Italien vielleicht etwas weniger stark ist als früher, so liegt ein Grund hiefür darin, daß das leichtere deutsche Pferd in der Lombardei um seiner Schnelligkeit willen unserer schwereren Rasse anfängt vorgezogen zu werden. Durch gehörige Aufmerksamkeit auf zweckmäßige Veredlung der Rasse könnte auch der Pferdeausfuhrhandel nach Italien erhalten werden, wie derselbe Frankreich gegenüber, stärkerer Einfuhrzölle ungeachtet, fortbestehe.

Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß die Menge der Pferde, welche in der Schweiz selbst gehalten werden, außerordentlich zugenommen hat, was mit der Entwicklung des Ackerbaues, der zur Bearbeitung des Bodens, und mit der Entwicklung des Handels und der Industrie, die als Transportmittel des Pferdes bedürfen, in genauer Verbindung steht.

Schaafzucht.

Schaafe bezieht die Schweiz in bedeutenden Quantitäten aus dem benachbarten Deutschland, theils für den eigenen Fleischkonsum, theils für den Zwischenhandel nach Frankreich.

Die Schaafzucht setzt Landwirthschaft im Großen voraus oder schlechtern Boden, als die Schweiz durchschnittlich besitzt, ein stärkerer Schaafstand erscheint daher einzig für diejenigen Gegenden wünschenswerth, wo fremde Schaafheerden, wie dieß in Graubündten geschieht, für Rindvieh unzugängliche Alpen abätzen.

Schweinezucht.

Auffallend stark ist die Einfuhr von Schweinen in der Schweiz; es werden solche aus Deutschland, Ungarn, aus Italien und Frankreich bezogen. Der Verbrauch von Schweinefleisch in der Schweiz ist so stark, daß die inländische, immerhin bedeutende Produktion nicht zu genügen scheint.

Es dürfte sich der Mühe lohnen, durch aufgeklärte Landwirthe die Frage näher in Ueberlegung ziehen zu lassen, ob es nicht ebenso wünschbar als leicht ausführbar wäre, daß die Schweiz ihrem Bedarf an Schweinefleisch durch inländische Produktion genüge.

Käse und Butter.

In nächster Verwandtschaft mit der Viehzucht und durch dieselbe bedingt ist die Käse- und Butter-Produktion.

Die Käseproduktion namentlich hat in den letzten zehn Jahren außerordentlich zugenommen, theils in Folge des vermehrten Viehstandes, theils in Folge der Einführung sogenannter Dorfkäsereien.

Das Prinzip der Assoziation (Verbindung einzelner zu einer Gesellschaft) hat sich auch hier geltend gemacht; ihm ist es zu danken, wenn durch Zusammentragen der verfügbaren Milch in einem Dorf, dermal in der Ebene bedeutende Kapitalien auf der Käseproduktion gewonnen werden, die vormals ein Monopol (Alleingut) der Aelpler war.

Wenn auch die Käse der Ebene weniger fein sind, als die auf den Alpen bereiteten, so ersetzen sie jene für den Bedarf im Lande und bedingen dadurch die Möglichkeit einer stärkern Ausfuhr, welche dann auch nach Frankreich, England, selbst nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's, nach Piemont, Italien, Deutschland und nach Rußland stattfindet.

Während die hohen Zölle, mit welchen Frankreich unsere Käse bei der Einfuhr belegt, den Käsehandel nach jener Seite sehr gedrückt haben, und auch der sardinische Zolltarif einem starken Absatz schweizerischer Käse in jenes Land hemmend in den Weg tritt, hat der ausnahmsweise Begünstigungszoll, welche die schweizerischen Käse beim Eintritt in die Zollvereinsstaaten genießen, diesen Handel nach Deutschland, und durch dessen Vermittlung nach Rußland, eine früher nicht gekannte Ausdehnung gewinnen laßen.

Es ist diese Berücksichtigung, abgesehen von der Zollfreiheit, welche die Schweiz allen Produkten des Auslandes gegenüber festhält, überdieß noch aus dem Grunde um so billiger, als für die Produktion der Käse und des sogenannten Schabziegers größtentheils deutsches Salz verwendet wird.

Eine gleiche Berücksichtigung von Seite Frankreichs und Sardiniens wäre sehr erwünscht.

Im umgekehrten Verhältniß zur Käsebereitung steht die Butterproduktion, wo jene wächst, muß diese fallen; die Milch, der Urstoff für beide, kann nicht gleichzeitig beiden Industrieen dienen. Es wird zwar wahrscheinlich heutzutage in der Schweiz eben so viel Butter gemacht als früher, aber die Bedürfnisse der eigenen Bevölkerung haben sich gemehrt, und so genügt denn die schweizerische Produktion dem eigenen Bedarf nicht mehr, sondern es wird viele Butter aus Deutschland und Oestreich, einige auch aus Savoyen eingeführt.

Wenn die Milch hoch im Preise steht, wird bei der Butterproduktion nichts gewonnen. Das Aufziehen vieler Kälber, die Fabrikation fetter Käse und der Verbrauch vieler Milch

für die Nahrung der Bevölkerung bedingen aber nothwendig hohe Milchpreise.

Der Umstand, daß die Schweiz in neuerer Zeit fremde Butter bezieht, während sie vormals solche ausführte, spricht daher, so auffallend derselbe auf den ersten Blick auch erscheint, eher für wachsenden Wohlstand. Unzweifelhaft ist, daß unsere Bevölkerung heutzutage weit besser lebt, als vor einigen Dezennien; bei dem Ueberhandnehmen des Genusses von Kaffee mußte auch die Milchkonsumation steigen; hier liegt vielleicht der hauptsächlichste Erklärungsgrund, warum keine Butter mehr ausgeführt wird.

Vertilgung der Inger (Engerli).

(Nach Prof. Heer.)

1. In Wiesen. Es ist bekannt, daß die Laubkäfer ihre Eier nie in Wiesen ablegen werden, die zur Flugzeit bewässert worden. Sollte letzteres in wässerbaren Wiesen unterlassen worden sein und sich in Folge dessen Inger auf denselben zeigen, können sie durch das starke Wässern abgetödtet werden, jedoch muß dasselbe längere Zeit und öfters angewendet werden, denn man hat die Erfahrung gemacht, daß in Wiesen, die fünf Tage unter Wasser standen, noch keineswegs alle Inger vernichtet wurden.

Zeigen sich die Inger in Wiesen, die nicht bewässert werden können, so ist viel schwerer zu helfen. Wirksame Abhülfe kann nur im ersten Jahre, im Flugjahre, getroffen werden, und zwar um so wirksamere, je früher man sie anwendet. Das leichteste Mittel ist das starke und öftere Begießen der Wiesen mit gut durchgohrener Gülle, welche auch durch Aschenlauge vom Waschen oder ähnliche ätzende Substanzen wirksamer gemacht wird. Wird der Wiesenboden im Mai und Brachmonat gleich nach dem ersten Abmähen des Grases, stark mit ätzender Gülle übergossen, so werden die noch jungen, zarten, unter der obersten Rasendecke sich aufhaltenden Inger großentheils getödtet werden und zwar um so sicherer, je jünger dieselben sind. Aehnliche Wirkung haben auch die ausgelaugte Sode von Seifensiedereien und ferner die Oelkuchen vom Mohn (Mägi), welche in Pulver verwandelt über die Wiesen ausgestreut werden. Im zweiten Jahre nach dem Flugjahr helfen diese Mittel schon nicht mehr; die Inger sitzen tiefer im Boden, daher die Erde so viel Flüssigkeit verschluckt, daß nur bei Anwendung sehr großer Quanten dieselbe bis zu ihnen hinabdringt, und überdieß sind sie viel kräftiger und stärker geworden und können daher viel mehr ertragen. Mehrere Versuche, die mit solchen jährigen Ingern angestellt wurden, zeigten, daß das Begießen der Erde, in der sie sich aufhalten, mit Abtrittstoffen keinen Einfluß mehr auf sie ausübt, sie nicht einmal veranlaßt, von solchen sehr stark getränkten Stellen sich wegzuziehen. Ein anderes Mittel, die Inger in Wiesengründen zu vertilgen, ist das Schälen und Abdecken des Rasens, welches aber gewöhnlich nur dann angewendet wird, wenn die Verheerungen schon Statt gefunden oder wenn man den Rasen ohnehin späterhin aufbrechen würde. Wird im Käferflugjahr der Rasen abgeschält und umgelegt, so werden die Eier und jungen Inger, wenn diese schon ausgeschloffen sind, der Sonne und Luft bloßgelegt und sterben nach kurzer Zeit ab, besonders wenn man diese Arbeit an sonnigen, heißen Tagen vornimmt, indem schon einige Sonnenblicke hinreichen, um die noch zarten Würmchen zu tödten; wird der abgeschälte Rasen später bei Sonnenschein noch tüchtig durchgeeggt und so die allenfalls noch darin steckenden Inger der Luft und Sonne bloßgelegt, so werden die Inger auf diese Weise gründlich aus diesen Grundstücken vertilgt werden; ebenso wenn man den Rasen zu Mottthaufen zusammenlegt und später einäschert, oder wenn man daraus Komposthaufen bildet, die in strengster Winterkälte ausgebreitet werden, wodurch die ganze Ingerbevölkerung derselben zu Grunde gehen muß. Da die Inger im ersten Sommer gewöhnlich noch keinen sehr merkbaren Schaden bringen, versäumt man es immer zu der Zeit gegen sie einzuschreiten, in welcher sie am sichersten zu vertilgen sind. Man thut daher sehr wohl daran, im Käferflugjahre in solchen Wiesen, die gewöhnlich von Ingern stark heimgesucht werden, sorgfältig nachzusehen, ob wieder junge Brut sich zeige und in diesem Falle sogleich gegen dieselben einzuschreiten, weil sonst der Wiesen-

ertrag im folgenden und auch im dritten Jahre durch sie verringert oder auch gänzlich aufgehoben wird. Am besten wird sein, zuerst mit dem starken Beschütten mit Gülle zu versuchen und hilft dieses nicht gleich nach Wegnahme des zweiten Grasschnittes, den Rasen zu schälen und bis zum Herbst dann den Boden nackt zu lassen, damit alle ebenfalls noch in der Erde zurückgebliebenen Inger verhungern müssen. Säet man im Herbst den Boden wieder mit Grassaamen an, so wird man im nächsten eine gute Graserndte haben, während, wenn dem Boden die Inger gelassen worden wären, der Graswuchs des ganzen Sommers verloren wäre. — Im zweiten Jahre ist schon viel schwerer zu helfen als im ersten. Nicht nur üben Gülle und ähnliche Substanzen keinen wesentlichen Einfluß mehr auf die Inger aus, sondern auch das Wiesenschälen ist bei weitem nicht mehr so wirksam und jedenfalls viel mühsamer; denn die größer und stärker gewordenen Inger vertragen die Sonne viel besser, daher man ihr Abtödten nicht mehr dieser allein überlassen darf, sondern sich dem mühsamen Einsammeln unterziehen muß und überdieß werden, wenn man nicht äußerst sorgfältig zu Werke geht, immer noch eine Menge zurückbleiben, daher öfter auch in solchen erst im zweiten Jahr gekehrten Wiesen die Inger sich wieder zeigen. Immerhin ist es aber des dritten Jahres wegen noch von Nutzen, im zweiten die Wiesen zu schälen und die Inger möglichst zu vertilgen; im dritten dagegen thut man jedenfalls am Besten daran, die Wiesen ihrem Schicksal zu überlassen, da es sich dann in der That nicht mehr der großen Mühe lohnt, denn Mitte Sommers ziehen sich die Inger ohnehin zurück und jedenfalls ist es viel leichter sie als Käfer im nächsten Frühling, denn als Inger einzufangen. Man kann sich dabei mit der Hoffnung trösten, daß im künftigen Jahre, jenem Sprichwort gemäß — Käferjahr gutes Jahr — der Graswuchs um so freudiger gedeiht, denn man hat in der That überall die Erfahrung gemacht, daß die Pflanzen auf von Ingern tüchtig durchwühltem Boden sehr üppig wachsen, daß ferner in alten Esperfeldern die von Ingern stark mitgenommen wurden, der Esper wieder neu austreibe, was wohl daher rühren mag, daß diejenigen Pflanzen, welche von den Ingern nur angebissen, aber nicht getödtet wurden, sich sehr stark bestocken, viele neue Wurzeln treiben, und daß ferner durch die Inger eine äußerst feine Zertheilung des Bodens bewirkt wird, eine Durchackerung desselben, der diejenige durch Pflug und Schaufel bei weitem nicht gleich kömmt.

Auf Wiesboden wurde früher das Ueberfahren mit schweren Walzen und das Stösseln mit Schlegeln häufig vorgeschlagen, allein das Walzen ist nutzlos, weil die Walzen ihres gleichmäßigen und auch zu geringen Druckes wegen, die Inger nicht beschädigen können und das Stößeln kann jedenfalls im Großen nicht gut angewendet werden. Mehr zu empfehlen ist der Waidgang mit schwerem Vieh, indem durch die Fußtritte dieser Thiere die Inger zertreten werden. Jedoch wird auch dieß Mittel nur im Flugjahr merklichen Nutzen bringen, weil in den folgenden Jahren die Inger schon zu stark geworden und zu tief im Boden sind, auch der von ihnen durchlockerte Boden nachgiebt und die Inger nur in denselben eingedrückt nicht aber zerdrückt werden, wie direkte Beobachtungen gezeigt haben. Ueberdieß will das Vieh auf schon stark von Ingern durchwühltem und durchfressenem Boden nicht mehr weiden, weil die Kräuter theilweise abgestorben sind und vom Vieh aus dem Boden ausgezogen werden, wenn es dieselben abbeißen will.

2. In Feldern. Haben die Inger schon in Wiesen großen Schaden gebracht, ja in vielen Gegenden dieselben dermaßen durchwühlt und unterfressen, daß man den Rasen, auf große Strecke weit, mit der Hand ablösen konnte, so sind doch die Verheerungen, die sie in den Feldern anrichteten, noch beträchtlicher.

Aus den hierüber angestellten Untersuchungen ergiebt sich, daß erstens in allem Land, welches vom Frühling bis zum Herbst ununterbrochen mit Gewächsen besetzt ist, sich Inger ansammeln, so also in Wiesen, Roggenfeldern, Kleeäckern u. s. w.; daß zweitens Felder, die zur Zeit des Käferfluges noch nicht mit Gewächsen besetzt sind, oder in denen sie noch nicht über den Boden hervorstehen, keine Inger bekommen, so die Kartoffelfelder im Käfer-

flugjahr; drittens, daß in Feldern, die eine längere pflanzenlose Herbstbrache haben, die Inger zu Grunde gehen oder auswandern müssen, so in den Weitzenfeldern im Flugjahr. Natürlich ergibt sich daraus, daß wir in den Laubkäferjahren die Felder der beiden letztern Klassen möglichst ausdehnen und die der erstern Klasse möglichst beschränken sollten, und daß wir überhaupt bei unseren Kulturen die Käferflugjahre genau berücksichtigen müssen. Sehr zu empfehlen ist, in den Käferjahren möglichst viele Kartoffeln zu pflanzen und die Kartoffeln in solchen Aeckern, in denen sie schon zur Zeit des Käferfluges über die Erde getrieben haben, schon dann mit Gülle zu begießen, um dadurch um so sicherer die Käfer von Ablage der Brut abzuhalten.

Zum Schlusse dieser Erörterung der Mittel zu Vertilgung der Inger in Aeckern muß ich nochmals darauf dringen, gerade wie in den Wiesen, so auch in den Feldern, besonders im Käferflugjahr die größte Sorgfalt auf Vertilgung der Inger zu verwenden, und nicht erst im zweiten Jahr, denn auch in den Aeckern können sie im ersten am leichtesten vertilgt werden, und eine Vernachläßigung dieser Maßregel wird sich immer im zweiten Jahr aufs empfindlichste rächen.

Feuerschützender Holzanstrich.

Will man hölzernen Gegenständen, als Kaminthüren, anderen Thüren, Verschlägen und dergleichen einen gröbern steinartigen Anstrich geben, so lasse man sie ungehobelt; soll der Anstrich feiner erscheinen, so lasse man sie hobeln. Die zu bestreichenden Gegenstände werden nun zunächst mit einer Auflösung getränkt, von 1 Pfund Alaun in 8 Pfund heißem Wasser aufgelöst, in welche Auflösung nach dem Erkalten nach undnach ein halb Pfund englische Schwefelsäure getröpfelt worden ist. Die Eintränkung kann mittelst eines großen Pinsels geschehen. Das auf diese Weise getränkte und getrocknete Holz fängt nur sehr schwer Feuer. Zu bemerken ist, daß das Holz vor dem Eintränken gut ausgetrocknet sein muß. Die Massen zum Anstrich selbst werden auf folgende Weise zusammengesetzt: Zum gröbern, sandsteinartigen Anstrich 4 Maaß gewöhnlichen, eingesumpften, gelöschten Kalk aus der Kalkgrube, 2 Maas gemeinen Flußsand 2 Maaß Quark (Zieger von geronneuer Milch). Der Kalk wird zuerst mit dem Quark tüchtig durcheinander gearbeitet und dann der Sand eingerührt und die Masse, falls sie zu dick ist, um sie mit dem Pinsel aufstreichen zu können, mit Wasser verdünnt. Will man den Anstrich farbig haben, sobreche man mehr oder weniger Sand ab, und setze dafür eben so viel Farbe hinzu. Zum feinern Anstrich nimmt man 4 Maas Kalk, wie oben, 2 Maas ganz fein gesiebten Sand, oder noch besser Quarzmehl, und 2 Maas Quark. Sind diese Materialien gemengt, so wird die Masse durch ein feines Drahtsieb durchgerührt. Zum Färben derselben kann man jede Erdfarbe, wie oben, anwenden. Der Anstrich selbst erfolgt nun folgendermaßen: Das, wie oben angegeben, getränkte und lufttrocken gewordene Holz wird zum dritten Male mit der schwefelsauren Alaun-Auflösung, und, damit der Kalkanstrich festhalte, noch feucht mit demselben gehörig bestrichen. Nach dem Trocknen desselben, was in vier bis sechs Tagen erfolgt, wird noch ein zweiter Anstrich mit der beschriebenen Masse gegeben, und zwar ohne weiteres Anfeuchten des Gegenstandes. Dieser Anstrich haftet nach dem völligen Austrocknen sehr fest, widersteht dem Feuer sehr lange und empfiehlt sich überdieß noch durch seine Billigkeit.

Aufbewahrung von Pelzwerk.

(Nach Hauke.)

Bei der Aufbewahrung des Pelzwerkes hat man zu sorgen, daß es nicht von Insekten angegriffen, nicht moderig werde und seinen Glanz nicht verliere, oder, wie der Pelzhändler sagt, nicht abblühe. Das Pelzwerk hat unter den Insekten drei Hauptfeinde, nämlich die Schaben oder Motten, die Fleischwürmer und die Pelzkäfer. Die ersteren setzen sich gern auf den Grund der Haut und beißen in Kurzem die Haare so weg, daß glatte Wege im Pelze entstehen, in welchen sie fortrücken; die Fleischwürmer hingegen bilden sich im Fleische des rohen Pelzwerks, beißen die Haut in sehr kurzer Zeit durch, oder benagen sie wenigstens so, daß bei der spätern Behandlung derselben mit laugenhaftem oder salzigem Wasser kleine Scheibchen oder Streifchen herausfallen. Sie

sind den Rauchwaaren viel gefährlicher als die Motten, weil sie in viel kürzerer Zeit dieselben zu Grunde richten, sich viel schneller verbreiten, und weil der durch sie angerichtete Schaden viel auffallender ist, als bei den Schaben. Um Pelzwerk gegen diese Feinde zu schützen, ist das zuverläßigste Mittel, ein öfteres und fleißiges Ausklopfen und Kämmen desselben. Dieses muß im Sommer öfters geschehen als im Winter. Haben die Motten sich einmal eingenistet, so bleibt zwar Klopfen und Kämmen noch immer das beste Mittel zu ihrer Vertreibung; um aber schneller zum Ziele zu kommen, ist es gut, seine Zuflucht zu stark riechenden Substanzen zu nehmen. Die Erfahrung lehrt, daß Terpentinöl die Schaben in sehr kurzer Zeit tödtet, und daß einige mit diesem Oele beschmierte Papierstreifen, zum Pelzwerke gelegt, dasselbe in kurzer Zeit von Ungeziefer säubern. Tabackrauch soll dieselben Dienste leisten. Bisamgeruch, sei er auch noch so stark, vertilgt sie nicht, eben so wenig gewürzhafte Kräuter, wie Wermuth, Myrthe, Lavendel, Zitronenschalen u. dgl., oder Erlenrinde, Birkenrinde und Juften, wie Viele glauben. Ein vortreffliches Mittel, reines Pelzwerk, es sei roh oder zubereitet, gegen Schaben zu schützen, ist das Einschlagen desselben in mit Salzwasser getränkte und dann getrocknete, oder in mit Schwefel durchräucherte Tücher. Pelzwerk ist überdieß eine beliebte Nahrung des Pelzkäfers, welcher den Kürschnerladen und Naturaliensammlungen oft bedeutenden Schaden zufügt. Gegen diesen ist die äußerste Reinlichkeit und sorgfältiges Ausklopfen um so mehr zu empfehlen, da Terpentinöl, Schwefeldampf, Quecksilber u. dgl. ihn nur auf einige Zeit abhalten, aber nicht ganz vertreiben können. Nach neuen Erfahrungen soll Eisenvitriol, gepulvert und eingestreut, ein gutes Erhaltungsmittel sein.

Zum Gebrauch der Stahlfedern.

Dem Uebelstande des Festhaltens der Dinte an den Stahlfedern abzuhelfen, ist nur nöthig, die dem Gänsekiel eigenthümliche Fettigkeit nachzuahmen, und dieß geschieht ganz leicht, indem man sich einen fetten Lappen hält, mit welchem man nach gemachtem Gebrauch die Feder jedesmal abwischt. Dieser Fettlappen wird am zweckmäßigsten auf die Art gefertiget, daß man halb Terpentin- und halb Baumöl zusammenmengt und die Leinwand damit tränkt. Das Terpentinöl verflüchtigt sich und läßt das Baumöl auf eine solche Art zertheilt zurück, daß die Fettigkeit nirgends zu stark hervorstechend ist, um die Dinte zusammenlaufend zu machen.

Verfahren, Weißzeug von Rostflecken zu befreien.

Eines der besten Mittel zur Beseitigung von Rostflecken aus Weißzeug ist eine schwache Auflösung von salzsaurem Zinnsalz; die fleckige Wäsche wird darin fast augenblicklich entfärbt, jedenfalls muß sie nachher mit vielem Wasser ausgewaschen werden, um das auflösliche Eisensalz wegzuspülen, welches durch die Einwirkung des Zinnsalzes auf die Rostflecken entstand.

Rattenvertilgungsmittel.

Man schüttet weißen Zucker und ungelöschten Kalk gut zerstoßen und vermischt, auf einen Teller und setzt diesen, nebst einem andern Teller mit reinem Wasser an den Ort, wo die Ratten sich befinden; sie fressen durch den Zucker angelockt, von der Zucker- und Kalkmischung, und saufen in Folge des hierauf erfolgenden Durstes von dem Wasser. Dadurch wird der Kalk in dem Magen der Ratte gelöscht und sie muß sterben.

Fettflecken aus Kleidern ꝛc. zu entfernen.

Man übertünche die Fettflecken etwas dick mit Eigelb, lasse dasselbe an einem luftigen Orte vollständig trocknen, schäle und reibe es, wenn es sich verhärtet hat aus, und wasche den Platz mit lauem Wasser rein, so wird der Fettfleck verschwunden sein. Eben dieß läßt sich bei vielen andern Gegenständen, z. B. Haarbürsten anwenden.

Das Schaukelpferd als Butterfaß.

So sonderbar das auch klingen mag, so wahr ist es. Es ist nämlich ganz einfach; der Landwirth läßt für seinen Jungen ein hohles, aber wohl verschlossenes Schaukelpferd, inwendig mit Rippen, machen. In dieses Schaukelpferd füllt die Mutter den Rahm, setzt den Jungen auf das Pferd und der schaukelt bis zur Wiederkehr der Mutter die Butter fest.

Eine Schneelawine.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Unter den verheerenden Naturereignissen, die den Bergbewohner heimsuchen, werden die Schneelawinen wegen ihrem häufigen Vorkommen und wegen der wenigen Schutzmittel, die gegen dieselben mit Erfolg in Anwendung gebracht werden können, nicht am wenigsten gefürchtet. Manche derselben haben ihre bestimmten Gegenden, wo sie auch in wenig schneereichen Wintern abfahren (beständige Lawinen); einige erscheinen nur, wenn der Schnee in außerordentlich großer Menge gefallen ist und noch andere eröffnen sich nur beim Zusammentreffen besonderer Umstände neue Bahnen In der Hauptsache rechnet man zweierlei Arten, Staublawinen und Grundlawinen oder Schneeschlipfe. Die erstere Gattung entsteht bei heftigem Nord- oder Nordostwind, in locker aufliegendem Schnee und findet ihren Ursprung gewöhnlich auf sanft abgedachten Schneegefilden, die von einem steilern Abhang begrenzt sind. Der griesige Schnee gleitet denn von der steilen Fläche über die Wände, zerstäubt im Fallen und stürzt in großer Menge und mit fürchterlicher Schnelligkeit in die Tiefen. Die heftig gepreßte Luft wird dadurch zum schrecklichsten Sturm, der brausend und heulend jedes Hinderniß zersplittert und selbst auf den oft entfernt gegenüberstehenden Bergseiten die Waldbäume bergan zu werfen, ja sogar ganze Gebäude durch die Luft zu führen vermag. So fand man ganze mit Heu gefüllte Städel über hundert Klafter weit vortgetragen, Felsenmassen von mehr als hundert Zentnern lagen auf Plätzen, wo früher keine Spur von ihnen zu sehen war; Wälder in großen Entfernungen waren wie aus der Wurzel gedreht, oft noch weit von ihrem Standorte geschleudert und dieses alles in wenig Minuten.

Die Grundlawinen treten im Frühjahr ein, wenn der Schnee zu thauen und die Bodenwärme wirksam zu werden anfängt Der Zusammenhang mit dem Boden löst sich dabei auf und mit einemmale rutschen die ungeheuersten Massen von großen steilen Flächen und stürzen mit immer wachsender Schnelligkeit und Kraft unter Donner und Krachen in die Thäler. Nicht nur der Rasen ganzer Abhänge, sondern Wohnungen, Ställe, die kraftvollsten Wälder, ja Felsen müssen ihrer wilden Gewalt unterliegen.

Das Schicksal der von Schneelawinen ereilten oder von der voranziehenden Lufterschütterung ergriffenen Menschen bietet oft die allerseltsamsten Erscheinungen dar. So waren z. B. einst in St. Antonien, Kanton Bünden, mehrere in Sicherheit stehende Personen Augenzeugen, wie ein Knecht an einer, zwei Stunden von ihm entfernten Stelle oben am Berg das Losbrechen einer Lawine bemerkte, und obgleich er nur vierzehn Schuh von einem gesicherten Stalle wegstand, diesen trotz aller Anstrengung nicht zu erreichen vermochte, sondern vom Windstoß ergriffen, über ein großes Tobel hinübergeschleudert und dann dort durch die mit Blitzesschnelle nachfolgenden Bäume verschüttet wurde. Ueberhaupt geschieht es häufig, daß Menschen auf eine unglaubliche Weite vom Lawinenwindstoß durch die Luft geschleudert werden und mehr als Einer schon hat solche Luftfahrt ganz glücklich überstanden, selbst ohne nur beschädigt zu werden. Nicht minder häufig sind Beispiele, da eine oder mehrere Personen viele Stunden, ja mehrere Tage lang im Schnee begraben lagen, und dann unbeschädigt gerettet worden sind. Im Christmonat 1836 wurde, ebenfalls in Bünden, im Averserthal, ein Haus, worin ein Dutzend Kinder beisammen waren, von einer Lawine ergriffen, fortgeschoben und zugedeckt, ohne daß ein einziges von den Kindern umgekommen ist. Noch ehe die, aus einem andern Hause hingeeilten Eltern sich vom ersten Schreck erholt hatten, begannen die Kleinen ganz gesund aus dem Schnee hervorzukriechen. Fälle, da Personen mehrere Stunden im Schnee begraben liegen, kommen häufig vor. Alle, die sich in diesem Falle befanden und dann gerettet wurden, erzählen, daß sie jedes Wort, das von den Suchenden ob ihnen gesprochen wurde, deutlich verstehen konnten, während hingegen trotz aller ihrer Anstrengung auch da, wo sie einen bedeutenden Raum um sich hatten, ihr Angstgeschrei niemals zu den Ohren der obenstehenden Menschen zu dringen vermochte. Was diese Leute dann empfinden mußten, wenn — wie so oft geschah — sie hörten, wie die Suchenden die Hoffnung aufzugeben begannen und jeden Augenblick im Begriff standen wieder umzukehren; davon mögen sich kaum die einen Begriff machen, welche die Schauder erregende Erzählung aus dem eigenen Munde der Geretteten vernahmen.

J. Gilbert
ORRIN SMITH

Noth lehrt beten.

Einmal ist ein Bäuerlein gewesen und hat in Maßendorf gewohnt, das war eine arbeitsame, mäßige und sparsame Seele; deßhalb war aber auch sein Kasten gefüllt, und hatte kein Nothleidender nöthig seine Schwelle unerquickt und ungetröstet zu verlassen.

Nun hatte er aber einen Sohn, der hieß Hanspeter und war das gerade Gegentheil von ihm. Gut essen und trinken, tüchtig schlafen und wenig arbeiten, — so mochte er's für sein Leben gern haben; dabei wenn er ein Gröschlein im Sack hatte, so brannte ihm dasselbe darin und er hatte eine Unruhe in sich, als habe er Jemand todtgeschlagen, bis er's an den Mann gebracht hatte. Allsonntäglich, anstatt in Maßendorf zu bleiben und nach gehörter Predigt ein gescheut Gespräch oder ländlich Spiel zu vollführen, zog er hinüber nach Schlemmenthal, vertanzte und verjubelte seine verdienten Groschen, und dachte: Wenn das Leben so fortgeht, mag ich gar in keinen Himmel kommen.

Der Vater sagte oft zu ihm: „Hanspeter, Hanspeter! du bist auf schlechtem Wege. Wenn das so bleibt, wirst du 'mal kein gutes Ende nehmen." — Und dabei wiederholte er ihm jedesmal das Sprüchlein:

„Junges Blut,
Spar' dein Gut —
Mangel im Alter wehe thut!"

Hanspeter aber rümpfte dabei die Nase, dachte: „Du kannst lange reden, bis es mir gefällt!" und blieb nach wie vor ein Schlemmer und Vergeuder. Das schöne Sprüchlein seines Vaters aber verkehrte er folgendermaßen:

„Junges Blut,
Verzehr' dein Gut —
Im Alter dir's nicht schmecken thut."

Und jedesmal, wenn der Alte sein Sprüchlein hersagte, antwortete ihm Hanspeter lachend mit seinem Spottverse, bis dieser endlich stille schwieg und den Ungerathenen mit den Worten: „Wart, wart, Hanspeter! Es wird dir einst häßlich auf das Hemd regnen!" seinen Gang gehen ließ. Das aber hatte Hanspeter gerade gewollt und hast du gesehen! ging's nun alle Tage drunter und drüber, bis der letzte Heller seines Taschengeldes gesprungen war.

In Schlemmenthal lernte Hanspeter die Tochter eines bemittelten Bauern kennen, welche Annekathrin hieß und ein Seitenstück zum Hanspeter war. Sie aß auch gerne gute Bissen, je größer je besser, und war so bequem, daß sie oft großen Aerger empfand, das Laufen und Sprechen erlernt zu haben, welches beides ihr nur dann angenehm war, wenn es an's Tanzen ging, oder galt, der Nachbarinnen Ehr' und guten Leumund Eins anzuhängen. Zu der trat Hanspeter eines schönen Morgens und sprach, sich in seinem Bratenrocke und in seinem übrigen Sonntagsstaate nicht wenig brüstend: „Annekathrin, magst mich?" — Worauf diese, von ihrem Butterbrode abbeißend, unter lautem Kauen antwortete: „Warum nicht, Hanspeter! du bist ein hübscher Junge, hast brav Batzen und kannst tanzen nach Herzenslust. — Da, schlag ein! wir wollen uns heuren!" —

So war denn Alles in Richtigkeit zwischen den beiden Leutlein, und Hanspeter kam unverzagt zu seinem Vater und: „Herzvater," sagte er, — ich will die Annekathrin aus Schlemmenthal heirathen. Gebt mir den Erbtheil meiner Mutter, und wenn ihr zulegen wollt, werden wir auch nicht bös sein, und dann laßt mich in Gottes Namen nach Schlemmenthal ziehen, wohin ich meinen Wohnsitz zu legen gedenke."

Der Vater schob sein Mützchen von einem Ohre zum andern, ging einigemal die Stube auf und ab, blieb dann vor seinem Sohne stehen, und: „Höre, Hanspeter," — antwortete er, — „daß du jetzt schon heirathen willst, ist schlimm; daß du die Annekathrin heirathen willst, ist noch schlimmer; daß du aber gar Maßendorf verlassen, und nach Schlemmenthal ziehen willst, ist das Allerschlimmste. Weißt du was? — Verheirathe dich, wenn du nicht anders willst; nimm meinetwegen auch die Annekathrin, wenn du einmal auf sie versessen bist; aber bleib hier in Maßendorf und ziehe nicht fort von mir."

— „Ei, daß ich ein Narr wäre," entgegnete Hanspeter, — „und in diesem elenden Neste bliebe! Ich will in einem netten Hause wohnen und will bequemer und behaglicher eingerichtet

sein, als ihr hier in eurem Schwalbenneste! Auch behagt mir eure Kost schon lange nicht mehr und ich denke in meiner Haushaltung für alle Tage einen Tisch zu führen, wie ihr ihn kaum des Sonntags habt." —

„O du unverständiger Hanspeter! rief der Vater im Zorne aus, „denkst du denn, der liebe Gott wird dir Speise und Trank vom Himmel regnen lassen, und Rock und Camisol obendrein? — Wie lange wird's dauern, und das Geld, was du von mir erhalten, ist aufgezehrt und dann wird Schmalhans Küchenmeister bei euch sein, und du wirst dich nach dem kleinen Häuschen deines Vaters zurücksehnen, von dem du jetzt so verächtlich redest. Drum bleibe hier, vermeide unnütze Reue und denke: Besser eng und wohl, als weit und wehe!" —

„Nein, Herzvater," — gegenredete Hanspeter, — „ich hab' es mir nun einmal vorgenommen, und daran ist nichts mehr zu ändern. Seid übrigens meinetwegen unbesorgt; ich will meine Sache schon machen. Mund und Nase sollt ihr aufsperren vor Verwunderung über die Pracht, die in meinem Hause herrschen wird, wenn ihr uns 'mal besucht, und kommt ihr durch die Küche, so schwöre ich euch, daß ihr ganz krumm gehen müßt, um nur unter all' den Schinken, Würsten und Speckseiten hindurch zu kommen, die im Rauche hängen und mit denen ich euch so satt füttern will, daß ihr euch wieder nach Hause fahren lassen müsset." —

Auf solche und ähnliche Reden vermochte der Vater nichts weiter zu erwiedern. Er holte den Geldsack aus der Truhe, zahlte Hanspetern seinen bestimmten Antheil aus und wünschte ihm Gottes Segen. Hanspeter aber rannte, als ob ihm der Kopf brenne, nach Schlemmenthal und wagte nicht, sich unterwegs nur ein einziges Mal umzuschauen, aus Furcht, der Vater möchte seinen Entschluß bereuen, nnd den glücktrunkenen Sohn wiederum in das verhaßte Maßendorf einzupferchen kommen.

Aber der Vater kam nicht. Hanspeter gelangte ohne die geringste Fährlichkeit in Schlemmenthal an, kaufte hier ein nettes Haus, richtete Alles darin auf's Beste ein, miethete Knechte und Mägde und machte darauf mit seiner Annekathrin Hochzeit. Da hätte nun Einer das Leben sehen sollen! Alle Tage herrlich und in Freuden! Was der Mann wollte, das wollte auch die Frau! Hatte er Hunger, so wollte auch sie essen, und wollte sie schlafen gehn, so fühlte auch er Müdigkeit. Mochte er nicht nach Knechten und Mägden sehen, so fühlte auch sie dieselbe Abneigung gegen diese Beschäftigung, und hatte sie überhaupt nicht Lust etwas zu thun, so war er gewiß den ersten Menschen nur deßhalb gram, weil sie die Arbeit in die Welt gebracht hatten.

Daß bei so bewandten Umständen das Geld im Kasten und die Vorräthe in Scheuer, Küch' und Keller sich nicht mehren konnten, liegt wohl am Tage. Bald kam es so, wie Hanspeters Vater gesagt hatte. Die Noth kehrte ein und bekam dadurch das Wohlgefallen der Leutlein an einander einen gewaltigen Stoß. Zwar stimmten sie noch immer überein in Bezug auf Eß- und Schlaflust; wenn aber die erstere nicht befriedigt werden konnte, so trat nicht selten an die Stelle der letzteren eine entschiedene Lust zu zanken, in deren Befriedigung Jeder den Andern zu überflügeln suchte. Die Noth trieb zu Vorwürfen, die Vorwürfe zu Gleichgültigkeit, die Gleichgültigkeit zu gegenseitiger Erbitterung und wer weiß, wohin diese zuletzt geführt hätte, wäre nicht plötzlich eine Wendung der Verhältnisse eingetreten.

Eines Tages nämlich saßen Hanspeter und Annekathrin in ihrer dürftigen, schmutzigen Stube, an ihrem ungedeckten Tisch und verzehrten ihre Kartoffeln mit Salz und ihr trocknes Brot dazu, als die Thür aufging, und Hanspeters Vater auf seinen Stab gestützt mit fast zur Erde gebeugtem Nacken sich ihnen nahete. Die Eheleute erschraken, denn der Alte hatte sich seit ihrem Hochzeittage nicht bei ihnen sehen lassen, und seine jetzige schwankende und gebeugte Gestalt ließ sie ein Unglück ahnen, welches ihn betroffen haben möchte. Andern Theils aber erschraken sie auch über den dürftigen Zustand, in welchem der Alte sie antraf, und deßhalb wagten sie es lange nicht, das Schweigen zu unterbrechen, welches er beobachtete.

Endlich nahm Hanspeter das Wort und sprach: „Grüß euch Gott, Herzvater, und seid uns schönstens willkommen. Wie in aller Welt aber seid ihr doch in den paar Jahren, daß wir euch nicht gesehen, alt und hinfällig ge-

worden. Ihr vermögt euch ja kaum aufrecht zu erhalten und scheint erst kürzlich einer schweren Krankheit entgangen zu sein."

— „Nein, mein Sohn," sagte der Vater, und lächelte trüb vor sich hin; „ich bin weder krank gewesen, noch bin ich so hinfällig geworden, als es dir scheint. Daß ich so gebückt einhergehe, geschieht deßhalb, daß ich mir an den vielen Schinken, Würsten und Speckseiten in deinem Rauchfange nicht den Kopf zerstoßen will. Aber nun mach' flugs und tische mir auf. Ich habe gewaltigen Appetit, und den Wagen habe ich mir auch mitgebracht, im Fall ich mir durch das viele Essen Schaden zufügen sollte."

Da traten dem Hanspeter die Thränen in die Augen und mit Wehmuth rief er aus: „O Herzvater, wie thöricht bin ich gewesen, daß ich euren Rath nicht befolgt und eure Warnung nicht beherzigt habe. Könnte ich doch wieder mit euch nach Maßendorf ziehen, ich wollte wahr und wahrhaftig ein anderer Mensch werden!"

— „Soll's ein Wort sein, Hanspeter?" — rief der Alte. — „Und du Annekathrin, wie stehts mit dir? — Willst du auch dem alten Schwiegervater folgen?" —

Annekathrin, welche die Noth beten gelehrt hatte, nickte.

— „Und wollt ihr euch für einige Zeit ganz meiner Leitung überlaßen," fuhr der Alte fort, — „und nur thun, was ich euch heiße?" —

— „Ja, ja!" riefen Beide.

— „Nun, so schlagt ein, und setzt euch ohne Zeitverlust mit mir auf den Wagen; im Guten kann man nie zu schnell sein. Ich hoffe, ehe ein Jahr vergeht, sollt ihr den heutigen Tag segnen; und wenn der alte Vater einst seine Augen schließt zum Nimmerwiedererwachen, so werdet ihr ihm in's Grab nachrufen: die größte Wohlthat, so der alte Mann uns erwiesen, war, daß er uns aus Schlemmenthal wieder nach Maßendorf brachte." —

Unverhofft kommt oft.

Unsere Alten haben uns mancherlei Mährlein erzählt: So zum Beispiel von jenem Schuhmacher, der nicht gerne arbeiten, sondern lieber reich werden wollte ohne Arbeit und deßhalb einmal in's Lotto setzte.

Es hatte ihm gar lebhaft von drei Zahlen geträumt, und da war ihm gar kein Zweifel, die müßten alle drei bei der nächsten Ziehung herauskommen, deßhalb hatte er alles Geld, das im Haushalt aufzutreiben war, darauf gesetzt und lieber mehrere Tage dafür gedarbt.

Weib, sagte er zu seiner Frau, als er am Tage der Ziehung in seinem Sonntagsrock gekleidet, fortging, als ein armer Mann verlasse ich dich, als ein reicher werde ich zurückkehren. Denn ich habe es berechnet, wie viel der Gewinn von meinen drei Zahlen beträgt, und sollte auch die Lottokasse darüber gesprengt werden, was mir gebührt, das muß man mir geben. Da will ich nur noch eines erinnern. Dieser alte grüne Kachelofen, der hat mich zu oft geärgert, denn er sieht keineswegs schön aus, und dazu läßt er den Rauch allzusehr durchgehen. Wenn man meine drei Zahlen wird verlesen haben, dann will ich mich entfernen und zu dir heimkehren. Nicht aber zu Fuße, wie du mich jetzt siehst von dir gehen, sondern wie sich's meinem Vermögensstand geziemt, getragen in einem Tragsessel. Siehst du nun den Tragsessel vor deine Hausthüre kommen, so thue mir den Gefallen, nimm hier diesen Hammer und schlag den Kachelofen ein. — Wir speisen heute Mittag in der goldenen Ente; morgen setzt man uns, statt des alten Kachelgehäuses, einen eisernen Ofen.

Er gieng; seine gute Frau stund voller Erwartung, mit dem Hammer in der Hand, am Fenster. Indeß war der Mann im Rathhaussaale, wo die Ziehung geschah. Die Nummern wurden verlesen, aber, — o weh! keine einzige von denen, die der Schuhmacher setzte, war darunter.

Der Mann hatte seit zwei Tagen kein Bier getrunken, nichts genossen als Brod und Wasser, er war deßhalb empfindsamer als gewöhnlich; er fiel in Ohnmacht. „Ei," so rief sein Nachbar, der Schmied, „laßt doch geschwind einen Tragsessel kommen für den kranken Jobst." Man legt diesen hinein, die Träger eilen, sie halten vor der Hausthüre. Da erfaßt die Frau voll Freude ihren Hammer und schlägt den grünen Kachelofen in Stücke. Als sie aber nun die Stubenthür eröffnet, da bringt man ihren ohnmächtigen Jobst getragen und vom Gewinn nichts dabei. Mit dem Mittagessen in der goldenen Ente war es aus; sein Nachbar Schmied mußte sogar die Träger bezahlen.

Gefecht mit Arabern in Algerien.

In Folge einer Ohrfeige, die der frühere Beherrscher von Algier ihrem Konsul gegeben hatte, sind die Franzosen zur Eroberung dieses Raubstaates geschritten. Daß sie dadurch der Seeräuberei und der Christensclaverei daselbst ein Ende gemacht wird nicht selten angeführt. Zuweilen weist man außerdem auf die Vortheile hin, welche von der Begründung einer Colonie in diesem ehemals so reichen und blühenden Lande zu erwarten sein würden. Als Hauptgrund dieser Besitzung erscheint jedoch seine militärische Bedeutung. „Algerien giebt uns die Herrschaft über das Mittelmeer", sagen die Franzosen. — Besetzung der Küstenpunkte und Vorbereitung von Häfen war demgemäß und ist noch das Hauptbestreben der Franzosen in Algerien.

Während auf diese Weise seine Wichtigkeit seewärts anerkannt und erhöht wurde, machte die Erfahrung auch landwärts entsprechende Maßregeln nöthig. Die Entfernung von Frankreich ließ schon die Verpflegung von Garnisonen von dortaus allzu kostspielig werden und wenn die Feindseligkeit der Araber beim Ausbruch eines Seekrieges die Bewohner der von den Franzosen besetzten Hafenstädte sämmtlich auf die Zufuhr vom Meer her beschränkt hätte, würde die Küste Algeriens für die Dauer unhaltbar geworden sein. Der Besitz eines Landstrichs, auf dem wenigstens für die Hafenstädte hinreichende Lebensmittel erbaut werden könnten, stellte sich demgemäß als unentbehrlich dar, und der nächste Schritt war deßhalb eine diesem Zwecke entsprechende Ausdehnung des Gebiets und der Versuch, europäische Colonisten auf demselben anzusiedeln. Dies führte aber neue Verlegenheiten herbei. Die Araber, schon untereinander beständig in stammweiser Befehdung zu leben gewohnt, vereinigten sich sämmtlich zur Bekämpfung der ihnen ihr Land entreißenden Christen. Unter den fortwährenden Einflüssen dieser windschnellen Reiterscharen wurde ein nutzbarer Anbau unmöglich. Die Colonisten waren ihres Lebens nicht sicher; selbst kleinere Truppenabtheilungen sahen jeden Marsch gefährdet; es bedurfte des Schutzes starker Heere, um von einem Orte zum andern zu gelangen.

Um diesen vielfältigen Dienstleistungen genügen zu können, wurde die in Algerien verwendete Truppenmacht nach und nach so vermehrt, daß sie jetzt, mit Einschluß von 10,000 Mann eingeborner Hülfstruppen, 100,000 Mann beiläufig zählt.

Zwei Gauner.

Wie schlau es heutzutage die Polzeibeamten anzustellen wissen, um auch der pfiffigsten Taugenichtse habhaft zu werden, können unsere Leser aus folgender Geschichte ersehen, die sich voriges Jahr zutrug. Ein nichtsnutziger Kerl, wir wissen nicht genau, ob Dieb, Räuber oder Mörder — hatte die Polizei schon lange genarrt und war trotz den eifrigsten Nachforschungen ihren Argusgugen immer entgangen. Das ärgerte den Polizeirath X. in M...g, und als ihm seine Späher einst berichteten, daß sich in den Grenzdörfern, in der Gegend, wo das Fürstenthum S. ans Reich grenzt, zuweilen eine verdächtige Person bliken lasse, die aber den Schlingen der Polizei bis jetzt immer zu entgehen gewußt habe, so hielt sich der Polizeirath auf der Stelle überzeugt, dort seinen Mann zu finden, und entschloß sich, um diesem Spiel ein Ende zu machen, sich in selbsteigener Person nach der bezeichneten Gegend zu verfügen und dem Verbrecher nachzuspüren. Gedacht, gethan, und im Bauernkleide streifte er nun in den Grenzdörfern beider Reiche umher. Eines Tages kam er in eine Schenke, wo eine Menge Bauern um den Tisch herumsaßen und becherten. Er ließ sich ebenfalls einen Krug Bier bringen, setzte sich mit an den Tisch und mischte sich dreist in das Gespräch der Leute. Bald zog einer der Bauern, der sich durch etwas Pfiffiges und Lauerndes in seinem Benehmen vor allen Uebrigen auszeichnete, seine Aufmerksamkeit auf sich. Der Polizeirath rückte sofort an den Bauer heran, zog ihn in ein Gespräch und ließ hin und wieder einige Worte aus der Gaunersprache fallen, die der Angeredete auch mit ähnlichen beantwortete. Jetzt war der Polizeirath seiner Sache gewiß. „Höre," sagte er heimlich, „Du scheinst mir ein resoluter Kerl zu sein: willst du heute Abend einen Fang mit mir ausführen, wobei nicht viel Gefahr und ein recht hübsches Sümmchen zu verdienen wäre?" — „Hm, wenn das wäre," erwiederte der Andere; „aber sag mir doch erst,

was du eigentlich meinst?" — Nun setzte der Polizeirath einen erdichteten Plan auseinander, schilderte ihm das Gelingen desselben als höchst wahrscheinlich, und als er ihn durch seine Beredsamkeit vollkommen ins Garn gelockt hatte, bestimmte er ihm Ort und Stunde der Zusammenkunft. Der Bauer versprach sich pünktlich einzustellen. — Inzwischen war dem Wirth das unheimliche Flüstern der beiden Fremden aufgefallen, und Verdacht schöpfend, sandte er zum Polizeidiener, der plötzlich unerwartet in die Stube trat, sich zu den Bauern setzte, und wie von ungefähr den Polizeirath nach Namen, Stand und Wohnort fragte. Der Polizeirath beantwortete die Frage dreist mit einer schon im voraus für solche Fälle ersonnenen Lüge. „Und wer und woher ist Er denn?" redete der Polizeidiener nun den verdächtigen Bauer an. Dieser wurde verlegen und stotterte. „Kann er sich legitimiren?" fragte nun der Polizeidiener wieder den Polizeirath. Dieser erhob sich, griff langsam in die Seitentasche und sagte mit Würde: „Hier ist mein Paß, ich bin der Polizeirath X. aus M.; aber der dort ist ein Schurcke (auf den zweiten Bauer zeigend), bemächtigen Sie sich seiner! „Der aber schlug ein lautes Gelächter auf und konnte vor Lustigkeit kein Wort hervorbringen. Der Polizeidiener sprang erbost auf und faßte ihn am Kragen. „Gemach, gemach!„ rief er unter Lachen, suchte ebenfalls seinen Paß heraus, und ihn dem Polizeirath präsentirend, sprach er: „Mein Herr College, es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, ich bin der Polizeirath Z. aus S . . . . n. " —

Beide Räthe waren in gleicher Absicht und unter gleicher Verkleidung ausgezogen, und ein Polizeirath hatte auf diese Weise den andern erwischt.

Pariser Polizei.

Sieh den Mann dort, Franz, in dem blauen Ueberrock, mit den großen silbernen Sporen an den Reitstiefeln, wahrscheinlich ein Fremder aus der Provinz. Sieh, sieh! welche prächtige goldene Tabacksdose er in der Hand hält! Da, jetzt steckt er sie in die Rocktasche!"

So sprach ein Pariser Taschendieb zu seinem Kameraden, indem er auf einen Mann hinwies, der vor dem Laden eines Kunsthändlers stand und die ausgestellten Gemälde und Kupferstiche betrachtete. Von vielen andern kunstsinnigen Parisern umstanden, ja fast gedrängt, ließ er sich dadurch nicht bewegen, seinen schon eine ziemliche Weile behaupteten Standpunkt zu verlassen, sondern schien seine Aufmerksamkeit nur ausschließlich den vor ihm hängenden Kunstblättern zuzuwenden.

„Franz, seine Dose muß unser werden,„ flüsterte der erste Gauner dem andern zu, und im Nu waren beide zur Seite des Dosenbesitzers. Der Eine drängte ihn von vorn, der Andere von hinten ziemlich nahe auf den Leib, was er indessen nicht zu bemerken schien. Recht wie herausfordernd nahm er von Neuem eine Prise und drehte dabei mit behaglicher Großthuerei die reich besetzte Dose einigemale mit den Fingern herum, daß der Widerstrahl der Diamanten blendend in die lüsternen Augen der Gauner fuhr.

Jetzt konnten sich diese nicht mehr halten. Ein kühner Griff und das Kleinod war erbeutet. Kaum aber war die diebsgewohnte Hand mit erprobter Behutsamkeit in die Rocktasche jenes Mannes und sodann in die des Gauners gefahren, als eine andere Hand — die des Bestohlenen — ihn am Kragen hielt und sein Ohr die wenig musikreichen Worte trafen: Habe ich dich endlich gefaßt, Kanaille! Ich habe mich lange genug vergeblich um dich bemüht." — Der Mann war ein Polizeiagent.

Lebensregeln des amerikanischen Präsidenten Jefferson.

1) Was Du heute thun kannst, schiebe nicht auf bis morgen.

2) Was Du selber thun kannst, laß von keinem andern thun.

3) Gieb das Geld nicht eher aus, als bis Du es in Händen hast.

4) Was Du nicht brauchst, kaufe nicht, wenn es auch wohlfeil wäre; es wird Dir theuer zu stehen kommen.

5) Der Stolz kostet uns mehr, als Hunger, Durst und Kälte.

6) Alles, was du gern thu'st, wird Dir leicht werden.

7) Bist Du ärgerlich, so zähle 10, ehe Du sprichst, bist Du aber wohl gar zornig, so zähle 100.

Der Anfall des Löwen.

Der Anfall des Löwen.

Es jagte der Sultan auf flüchtigem Roß
Durch sandige Steppen mit seinem Geschoß;
Es blitzte sein Auge, das dunkle, so kühn,
Ein tödender Herrscher den Wald zu durchziehn.

Da ruht in der Palmen süß kühlender Nacht
Der König der Wälder, hab' Sultan hab' acht!
Er schlummert zwar ruhig, nach eiligem Lauf,
O wecke den schlafenden Löwen nicht auf.

Geknechtete Sclaven im rasenden Muth
Magst spielend du tödten, vergeuden ihr Blut;
Doch scheue die niemals gebändigte Kraft,
Die selbst mit der Tatze ihr Recht sich verschafft.

Umsonst ist die Warnung, es flieget dein Speer,
Aufbrüllet der Löw' wie ein zorniges Meer.
Jetzt rette dich Sultan, jetzt gilt es die Flucht,
Zum letzten Mal hast sonst den Christen geflucht.

Wohl trägt dich dem Wind gleich dein flüchtiges Pferd —
Den Sultan zu tragen das Thier ist es werth —
Durch Stepp' und Gebüsche, es fliegt wie ein Pfeil
Doch näher schon donnert des Löwen Geheul.

Bald hat er den keuchenden Renner erreicht,
Der Sultan im grausen Entsetzen erbleicht;
Er nahet der Stelle, wo stürzet mit Macht
Ein Bergstrom hinunter in finsteren Schacht.

Im Rücken Verderben von Feindes Gewalt,
Und vor ihm den Tod in so grauser Gestalt. —
Den Zaum hat zerrissen sein schäumendes Roß,
Wild jagt's nach des Abgrundes düsteren Schooß.

Schon hört er das Brausen, da hat ihn erfaßt
Der Herrscher der Thiere, wie grimmig er rast!
Wie färbet die fletschenden Zähne das Blut!
Wie peitschet die Flanken der Löwe vor Wuth!

Wie schlagen die Klauen, die eisernen, ein,
Bis tief in die Weichen des Pferdes hinein,
Und zuckend nur unter des Grimmigen Zahn
Vermag sich der Renner dem Abgrund zu nah'n.

Doch wiehernd mit letztem gewaltigem Sprung
Da setzt er hinunter im sausenden Schwung —
Ein Krieger, der stürzet in's offene Grab,
Und sterbend noch reißet den Feind mit hinab.

Zwar konnte der Sultan mit sicherer Hand
Den Baumzweig erreichen am schwindelden Rand;
Gerettet blieb blutend am Abgrund er steh'n —
Doch Löwe und Renner ward nimmer geseh'n.

Der Narrensechser.

„Ei, ei! Madame Weilert, man kennt Sie ja kaum mehr! Wahrhaftig, Sie haben ja jetzt Alles sehr vornehm eingerichtet! Was für schöne Tapeten! Welche köstliche Stühle! Welch' prächtiger Schreibtisch! Alles so neu und blank polirt! Und Sie selbst sehen recht wohlgenährt und gesund aus!" So redete ein kleiner Mann mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, der unruhig auf seinem Stuhle saß und mit seinem Hut in der Hand spielte, zu der Wirthin zur goldenen Sonne in X. Sie selbst hatte sich nachlässig in einen eleganten Großvaterstuhl von grünem Maroquin geworfen, und saß da seufzend und lächelnd vor Ziererei. Sie wandte ihr Ohr nicht weg von dem angenehmen Besucher, aber sie mußte auch dabei eine freie Aussicht in den Laden haben, deßhalb schob sie die grünseidene Gardine, die das Glasfenster in der Thüre zwischen dem Laden und der Stube bedeckte, oft zurück.

„Nun sehen Sie, lieber Herr Beermann" sagte sie, „unser Geschäft geht sehr gut, und wir sind nicht müßig, denn man muß es sich jetzt recht sauer werden lassen, wenn man sein ehrlich Stück Brod essen will; und dann wissen Sie ja auch, meine beiden Töchter, Malvine und Lätitia, haben die Pensionsanstalt verlassen und bleiben nun bei uns; so wünschten wir, mein Mann und ich, unser altes Haus so hübsch und elegant als möglich einzurichten; und mit dem neu abgeputzten Hause, mit den grünen Jalousien und schön angestrichenen Fenstern und Thüren, fangen wir doch an ein bischen nach Etwas auszusehen. Nicht wahr, Herr Beermann? Freilich muß ich nicht vergessen, mein Mann hat eine Menge Geld darauf, wie auf die Vorräthe im Keller verwendet."

„Ich kann gar nicht herauskriegen," fuhr Herr Beermann, ihr in die Rede fallend fort, "wo Sie das Nöthige zu all den Verbes-

serungen hernehmen. Ich meines Theils muß bekennen, daß unser Geschäft ganz liegt. Meine Frau quält mich immer um Geld, bald zu dieser bald zu jener nothwendigen Kleinigkeit, aber ich scheide von jedem Sechser mit einem Herzensseufzer. Meine liebe Madame Weilert, sagen Sie mir nur in aller Welt, wie machen Sie es denn."

Madame Weilert zog den Mund etwas in die Länge, wie zu einem süßen Lächeln, sah mit einem Blick voll höhnischer Verachtung auf die Menge von Kunden, die sich in den Laden drängten. „Die Narrensechser, die Narrensechser," sagte sie, „die bringen es."

Vielleicht war es dem Umstande, daß die Thüre eben aufgemacht und von Mamsell Malvina, die im Laden Einige abzufertigen geholfen, halb aufgelassen wurde, zuzuschreiben, daß die Worte der Madame Weilert von einem Manne, der am Ende des Ladentisches, nahe der Thür, stand, gehört wurden. Er warf einen Blick auf die Käufer, die bei ihm standen, und sah blasse eingefallene Wangen, entzündete, rothe Augen und zerrissene Kleider. Dann blickte er auf den köstlichen Laden, mit seinen Vergoldungen und Spiegeln, dessen Einrichtung gewiß nicht unbedeutende Kosten verursacht hatte, er schielte durch die halb offene Thür in die Stube und sah schöne Gemälde, prächtige Spiegel, kostbare Möbel, Sopha's und dergleichen, und Mamsell Malvina in einem seidnen Kleide setzte sich ans Pianoforte, und er dachte bei sich selbst: Wie sonderbar ist doch das! Durch was für eine höchst seltsame Verwandlung geschieht es denn, daß all dieß Elend zu meiner Rechten in einen so stattlichen Prunk, wie ich ihn zu meiner Linken sehe, umgekehrt wird? — „Nun was ist ihnen denn gefällig?" — Diese Worte, mit derselben knirschenden Stimme gesprochen, durch die er vorher von dem Narrensechser gehört hatte, weckten Meller — so hieß der Mann, aus seiner stillen Betrachtung, in der er bisher gestanden hatte, indem er mit dem einen Ende seines Zollstocks (denn er war ein Zimmermann) Figuren aus dem übergegossenen Branntwein auf den Ladentisch zeichnete. Er blickte auf und sah Madame Weilert selbst, eben so stattlich wie ihre Töchter, eine schöne Haube, von der lange bunte Bänder herabhingen, und ein paar goldene Ohrringe, die beinahe ihre fetten Schultern berührten! „Für einen Sechser Bittern, Madame!" (von nun an, dachte er bei sich sich selbst, will ich auch keinen Branntwein mehr anrühren); und dann als er das Geld für den Schnaps hinlegte, sah er ihr ruhig ins Gesicht und sagte: „Da ist der Narrensechser, der letzte Narrensechser, den ich auf lange Zeit zu zahlen denke!"

Meller eilte nach Hause. Seine Frau und seine zwei kleinen Töchter saßen bei ihrer Arbeit. Sie sahen so schmalbäckig und blaß aus vor Mangel an rechter Nahrung. Das Zimmer sah sehr unfreundlich aus; in den Ofen war so wenig Holz gekommen, daß man die Wärme kaum spürte, dennoch mußte der oberflächlichste Beobachter über die Reinlichkeit und Nettigkeit des Zimmers und alles dessen, was darin war, staunen.

„Das ist in der That etwas Außerordentliches, Mädchen, heut den lieben Vater so früh zu Hause zu sehen," sagte Susanna Meller, und sah dabei ihren Mann an, der an dem Tische stand, und seine Augen bald auf das eine, bald auf das andere der Kinder richtete. Dann warf er sich in den Großvaterstuhl, und indem er sich lächelnd hinten anlehnte, sagte er: „Nun, Maria und Lina, freut ihr euch nicht, mich zu sehen? Können die geschäftigen Finger nicht ein wenig ruhen, daß ihr auf einen Augenblick aufsteht und euren Vater umarmt und küßt?" — „O ja, dazu haben wir Zeit," sagte eins der Mädchen, als Beide aufsprangen, ihren Vater zu küssen. Aber wir dürfen keine Zeit verlieren, lieber Vater," sagte Lina, indem sie ihre Wange an die seinige drückte und ihm leise ins Ohr flüsterte: „denn diese Hemden sind die letzten von dem Dutzend, das wir für Herrn Mertens am Kornmarkt gemacht haben. „Und da wir morgen nicht arbeiten können," setzte Marie, die ihre Händchen in die des Vaters gelegt hatte, ernst hinzu, „so arbeiten wir heute so fleißig, als wir nur können, denn Mutter hat versprochen, sie Montag Nachmittag abzuliefern." — „Entweder deine Augen sind heute sehr schwach, liebe Frau," sagte Meller, oder du hast geweint. Ich fürchte Du arbeitest zu viel bei Lichte.

Susanne lächelte und sagte, daß die Arbeit ihren Augen nicht schade, und als sie redete, wandte sie sich um und winkte ihrem kleinen

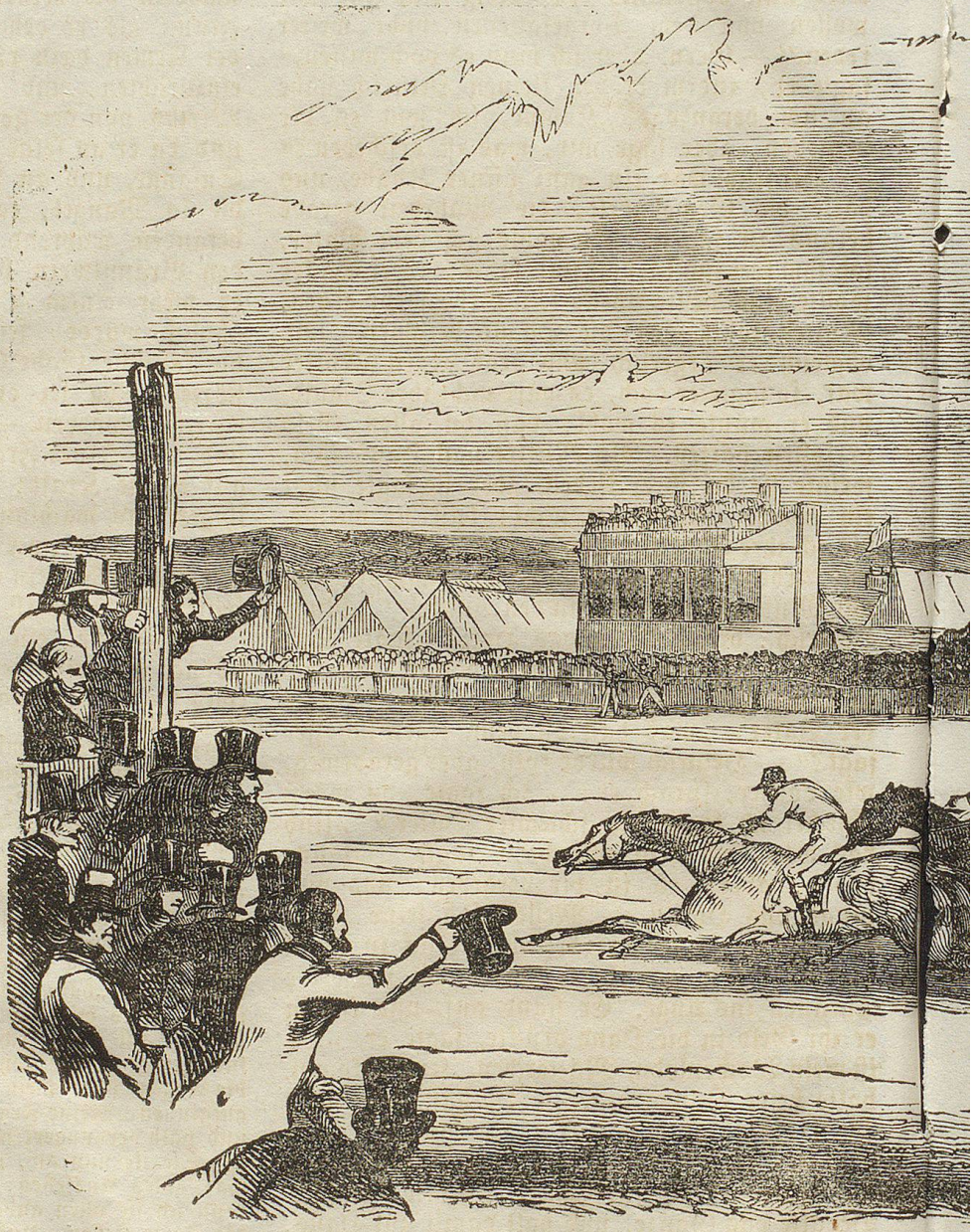
Knaben mit dem Finger. „Wie, Heinrich, was seh ich da?“ sagte sein Vater. „Was machst du im Winkel?“ Komm her, da dir die Mutter winkt; komm, sage mir, was hast du gethan?“ — „Laß nur gut sein lieber Mann, Heinrich wird nun hoffentlich recht artig sein, und wir wollen von dem Vorgefallenen nicht weiter reden.“ — Gern, aber ich muß es doch wissen,“ sagte er, indem er den kleinen Heinrich nahe an sich heranzog. „Komm, ich will es dir vergeben, aber sage mir, was ist geschehen?“ — Heinrich war ein ganz offner Knabe, und hatte die Gewohnheit, die Wahrheit gerade heraus zu sagen. Er nahte sich dem Vater, sah ihm frei ins Gesicht und sagte: „Der Bäcker wollte uns heute Abend kein Brod mehr geben, Mutter sollte erst die Schuld bezahlen, und obgleich er ärgerlich unb grob gegen Mutter war, so sagte er doch, es wäre nicht ihre Schuld, und er wüßte es wohl, daß du alles Geld versoffen hättest. Als Mutter nach Hause kam, weinte sie bei ihrer Arbeit, aber sie sagte nicht ein Wort. Ich wußte nicht, daß sie weinte, bis ich ihre Thränen tropfenweis auf ihre Hand und Arbeit fallen sah! und dann schimpfte ich, und Mutter stellte mich in den Winkel.“ „Nun, Heinrich, bring mir etwas Holz,“ sagte Susanne, „da ist noch ein gutes Stück, das leg' in den Ofen.“ — „Aber erst sage mir,“ fragte der Vater, „was hast du denn eigentlich gesagt?“ — Heinrich wurde roth, aber geradeweg, wie vorher, sprach er: „Ich sagte, du wärst schlecht! ich sagte, ein schlechter Vater.“ „Und das war doch sehr unrecht,“ sagte Susanne ruhig, aber, es ist dir vergeben, nnd nun lange das Holz.“ — Meller sah seine Frau an, und da er einen zärtlichen Blick in ihren sanften Augen gewahrte, kamen ihm selbst die Thränen ins Auge. Er stand auf, und indem er ihr Geld in die Hand drückte, sagte er, „Da ist mein Wochenlohn, Mütterchen. Komm komm, halte beide Hände auf. — Du hast noch nicht Alles. So, nun hast Du es bis auf einen Sechser, und das war ein Narrensechser, den ich heute Abend für einen Bittern bezahlte. Behalte das Ganze, und halt damit gut Haus, wie Du es immer thust. Ich hoffe, dieß ist der Anfang zum Bessern für mich und zu bessern Tagen für Dich; und nun setze deine Haube auf, ich will mit Dir gehen, den Bäcker zu bezahlen und das Nöthige einkaufen. Wenn wir wieder nach Hause kommen, will ich ein Kapitel aus der Bibel Dir und den Kindern vorlesen, während ihr näht.“

Bei ihrer Rückkehr am Abend sagte Meller, nachdem die Kinder zu Bett waren, seiner Frau: als er bemerkt hätte, daß die Sechser der Armen dazu dienten, ein so schönes Haus einzurichten, und die Frau und Töchter des Wirths von der goldenen Flasche zu schmücken, und da er an seine eigne fleißige, unverdroßene Susanne, und an seine Kinder gedacht hätte, die in Mangel, fast mit Lumpen bedeckt sich befänden, während er da säße und alle Abend den Branntwein hinunter schlürfte, wodurch er mehr einem Thiere als einem Menschen ähnlich würde, seine Manneskraft schwächte, die köstliche Gabe Gottes, die Gesundheit, zerstörte — da sei er von Trauer und Schaam ergriffen worden. — Er faßte von Stund an, und nach seiner Frau Rath nicht im Vertrauen auf eigene Kraft, den Entschluß, in demüthiger und wachsamer Abhängigkeit von dem, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe kommt, forthin ein neues Leben zu führen, und seinem Vorsatze ist er getreu geblieben.

Ungefähr ein Jahr später, an einem schönen Sommerabend, machte Madame Weilert einen weiten Spazirgang und kam in die Gegend, wo Meller wohnte. Er hatte ein kleines Gärtchen vor dem Hause und war mit seinen Kindern beschäftigt, zu pflanzen und zu begießen, und alle waren gesund, glücklich und fröhlich.

Madam Weilert erkannte gleich ihren längst verlorenen Kunden wieder, und nachdem sie ihn begrüßt und ihre Freude über sein, seiner Kinder und seines Hauses gutes Aussehen zu erkennen gegeben hatte, äußerte sie ihre Verwunderung, daß sie ihn so lange nicht in ihrem Laden gesehen habe, den er doch sonst so regelmäßig zu besuchen pflegte. „Madame,“ antwortete er, „dazu habe ich guten Grnnd, da ich einsehe, daß es mir und den Meinigen mit Gottes Hülfe so recht gut geht, Ich bin Ihnen viel Dank schuldig, für wenige Worte von Ihnen, durch die mir zuerst die Augen über mein thörigtes und sündliches Leben aufgingen. Meine Frau und Kinder waren halb nackt und halb verhungert noch etwa vor einem Jahre. Sehen Sie sie nun an, ob sie Ihnen jetzt gefallen; denn was gutes Aussehen, anständige Kleidung betrift, so kann ich sie allen andern Frauen meines Standes an die Seite stellen. Und nun, Madame Weilert, sage ich Ihnen, wie sie einst im vorigen Jahre einem ihrer Freunde sagten: das sind die Narrensechser! die haben das Alles gethan; die Narrensechser, oder vielmehr das mit ehrlichem Fleiß erworbene Geld, wozu ich den Segen Gottes erbitten und erwarten darf.“

Ein Wettrenn



treinen in England.

Dieses der englischen Nation eigenthümliche Spiel und Volksfest (das auch die meisten deutschen Fürsten in ihren Staaten eingeführt haben) ist fast in allen engl. Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbste oder Frühlinge) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an diesem Feste Theil. Zu New-Market werden jährlich, außer den kleinern, noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebst einer Menge Glücksspieler sich einfinden. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewisses Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfes, bis 1000 Dublonen und darüber. Der Betrag aller Einlagen ist der Gewinn des Siegers. So gewann Lord Exeter einst bei einem Wettrennen 300,000 Gulden. Die Anordnung der Feste und die Entscheidungen gehören vor gewisse Privatbehörden (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung unabhängig sind; doch giebt letztere (seit den Zeiten der Königin Elisabeth) noch goldene und silberne Schalen, als ausserordentliche Preise bei den großen königlichen Wettrennen, deren jährlich 60 in ganz England gehalten werden. Indeß rechnet man bei der Zucht der Wettrenner mehr auf die grossen Verkaufspreise und auf das Springgeld (jedesmal 3—30 Dublonen und darüber) als auf jene Gewinnste; denn der schönste Renner kann überwunden werden, ohne deshalb seinen entschiedenen Werth zu verlieren. Darum sind die Wettrennen kein bloßes Glücksspiel, sondern äußerst wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen so hohen Grad von Veredlung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Race abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf große als wohlgebaute Stuten von reinem Stamme gesehen habe. Nichts geht über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Witterung wird dabei Rücksicht genommen. Das Wettrennen, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf einem abgemessenen Platze statt, wo der quadrat- oder zirkelförmige Weg durch weiß angestrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite welches jedes Rennpferd laufen muß, beträgt fünf Viertelstunden. Da ein Pferd gerade so viel Last tragen muß als das andere, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit so viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockeys nebst den Sätteln und Zäumen oder Trensen ihrer Pferde von den geschwornen Richtern gewogen, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorn, an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in 8—9 Minuten zurückgelegt. Man hat Beispiele, daß ein Pferd 3 mal in einem Nachmittage gelaufen ist, und jedesmal gewonnen, also über 4 Stunden in 27 Minuten zurückgelegt hat. Zwischen jedem Rennen ist eine Pause von einer Stunde und länger. Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben.

Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

Unserem neuen Berufe, schreibt ein ehemaliger Pflanzer, gaben wir uns mit gewissenhafter Thätigkeit hin. Wir fiengen damit an unsere neu erworbenen Besitzungen einzuhägen, wie dies in ganz Amerika gebräuchlich ist; diese Befriedigungen sind ganz kunstlos, so wie man denn überhaupt dort mehr auf das Nützliche als auf das Schöne und Künstliche sieht. Diese Arbeit des Einhägens wurde uns anfangs sehr sauer, und wir konnten, da wir meistens die unrechten Holzarten dazu wählten, nur wenige Pfähle den Tag über spalten. Allein ein durch Erfahrung gewitzigter Engländer, stand uns freundlich dabei zur Seite und lehrte uns, welche Holzarten dazu am zweckmäßigsten verwendet werden; man nimmt nämlich Cedern- und Niederholz dazu und sucht einen gut gewachsenen Baum mit glatter Rinde aus, den man alsdann in zehn- bis zwölffüßige Blöcke zersägt, diese werden mittelst Keil und Schlägels in Pfähle von 12 Zoll Umfang gespalten, um sie zu der kunstlosen Einhägung zu ver-

wenden. Durch fortgesetzte Uebung erhielten wir bald eine solche Fertigkeit in dieser keineswegs leichten Arbeit, daß jeder wohl 80 bis 100 Stück täglich schlug.

Anfangs dünkte uns die große Eintönigkeit dieses Lebens fast unerträglich; allein die mächtige Gewalthaberin, die Gewohnheit, söhnte uns bald mit unserm neuen Stande aus; ein Besuch, den ein ehrlicher Irländer entweder uns oder wir ihm abstatteten, oder der Zuspruch eines Reisepredigers der Methodisten, der sich in diese Wildniß verlor, und die Jagd waren die einzigen Unterbrechungen dieses einförmigen Lebens. Die langen Abende wurden der Lektüre gewidmet, und bei der Flamme des Holzblockes auf dem Feuerheerde die wenigen Bücher durchgegangen, die sich in unserm Besitze befanden. Shakspeare besonders gewährte uns die schönsten Stunden, denn dieser große Seelenmaler und tiefe Menschenkenner will mit Andacht und im Stillleben, wozu natürlich die durch nichts unterbrochene Ruhe einer amerikanischen Pflanzung die beste Gelegenheit darbot, studirt sein, um ihm mit Aufmerksamkeit in die verstecktesten Winkel der menschlichen Seele zu folgen, von woher er seine großartigen, kühnen und unvergleichlichen Bilder holt.

Nur einmal erhielten wir einen unerwarteten Besuch. Der Abend war schon weit vorgerückt, als unser Hund anschlug und bald darauf an unsere Thür gepocht wurde; auf unser: „Wer da?“ erhielten wir eine Antwort, die theils französisch, theils englisch und theils indianisch klang, und wir griffen beide unwillkürlich und zu gleicher Zeit zu unsern Flinten.

Diese Maaßregel war inzwischen unnöthig, obgleich die drei Männer, welche jetzt in unsere Hütte traten, wohl das Ansehen hatten, unsere Vorsicht in den Augen eines Europäers zu rechtfertigen. Es waren sogenannte Coureurs de Bois, Jäger und Pelzhändler ihres Gewerbes; ihre Kleidung, um sich gegen die Strenge des Winters zu schützen, war phantastisch genug, und in Deutschlands Wäldern würde man einer solchen Gestalt vielleicht nicht ohne ein heimliches Grauen begegnen. Eine Pelzmütze bedeckte das selten durch einen Kamm geordnete, starke, lange Haar; das bärtige, dem Einflusse jeder Witterung ausgesetzte, verwilderte Angesicht schien keine Bekanntschaft mit Rasiermessern und andern Toilettenkünsten zu verrathen. Ein Oberrock aus der Haut des Büffels, Stiefel, an deren Außenseite, ungegerbt wie sie war, ebenfalls das lange, krause Haar jenes Thieres zu sehen war, und als Mantel noch einen Ueberwurf aus der Haut des grauen Bären, des Königs der amerikanischen Wildnisse, vollendete den Anzug dieser kühnen, aber im Grunde gutherzigen Männer. Starke Gesichtszüge, ein nicht fleischiger, aber musculöser Körper führten von selbst zu dem Schlusse, daß sie von Jugend auf an alle Strapazen eines abgehärteten Lebens gewöhnt sein mußten. Ihresgleichen hatten wir viele in den weiter nordwestlich gelegenen Ländern und an den Ufern des Winnepeg, dessen Umgegend im Winter der Jagd der Pelzthiere wegen die belebteste ist, kennen gelernt und hießen sie herzlich willkommen.

Diese kühnen Männer, welche gegen Einfluß der Witterung gestählt sind und jeder Gefahr furchtlos die Stirn bieten, machen häufig und besonders in der Winterzeit unermeßliche Reisen fast durch die ganze Breite der amerikanischen Erdfeste, von der Hudsonsbay bis zu den Schluchten des Felsengebirges, und fliegen auf ihren mit Hunden bespannten Schlitten pfeilschnell über die unabsehbaren Eisflächen dahin. Auf dieser weiten Strecke hat die brittische Pelzhändlergesellschaft verschiedene Faktoreien und Stationen zur Erleichterung des Pelzhandels mit den Indianern angelegt. In den hohen Breiten Nordamerika's, wie schon bemerkt, fällt der Schnee in der Regel nur mit Winters Anfang, und nur einzelne Schneeschauer, gleich den Sandstürmen der afrikanischen Wüsten, überfallen später den Reisenden. Man bekommt in diesem Erdgürtel einen ganz andern Begriff von Schnee, der hier keine weiche Masse ist, sondern derselbe schmilzt selbst an der Hudsonsbay den Tag über, worauf er des Nachts wieder friert und auf diese Weise jene unermeßlichen Eisflächen erzeugt, über welche die Jäger und Pelzhändler nur mit Hülfe der Schlitten und Schneeschuhe hinwegkommen. Daher ist dem Canadier und dem Bewohner des noch höhern Nordens nichts kostbarer als seine Hunde, die nur zu einem hohen Preise losgeschlagen werden. Man muß inzwischen selbst

eine Reise in jenen endlosen Eisfeldern gemacht haben, um den Werth dieser nützlichen Thiere schätzen zu lernen. In jenen grauenvollen und unwirthbaren Einöden überfallen den Pelzhändler mitunter so heftige Schneegestöber, daß er mit Schlitten und Hunden im wahren Sinne des Wortes begraben wird; die Nacht gesellt sich hinzu, und keines Menschen Kunst würde alsdann im Stande sein den Weg durch diesen Schneeocean zu finden. Allein der Pelzhändler weiß sich zu helfen, und glaubt er, daß die Strecke nicht gar zu lang zu einer gastlichen Behausung sei, so spannt er einen der Hunde los, und der merkwürdige Instinkt dieser Thiere bringt ihn bald, durch Anschlagen das Zeichen gebend, auf den rechten Pfad, und führt ihn in der geradesten Richtung zum gewünschten Ziele. Hat die Nacht ihn überrascht und dünkt ihm die Wohnung zu entfernt, oder das Unwetter zur Fortsetzung der Reise zu gefährlich, so gräbt er sich, in seinen Mantel verhüllt, tief in den Schnee, und seine treuen Hunde werfen sich über ihn, um ihn gegen die strenge Kälte zu schützen; so erwartet er ruhig auf diesem weichen und warmen Lager den Anbruch des Tages.

Unsere unerwarteten Gäste hatten zwar Lebensmittel bei sich, allein es würde der amerikanischen Gastfreundschaft Hohn gesprochen haben, wenn wir sie nicht aus unserer eigenen Vorrathskammer bewirthet hätten. Wir trugen demnach nach besten Kräften auf und ihr gesunder Appetit ließ den vorgesetzten Gerichten auch alle Gerechtigkeit widerfahren. Am folgenden Morgen setzten sie bei Sonnenaufgang ihre beschwerliche Reise fort.

Der Winter entwich endlich: der Zuckerahorn zog Saft, und die Holztaube und andere befiederte Bewohner des Waldes, welche nach und nach zurückkehrten, verkündeten den Einzug des holden Lenzes. Jetzt war es Zeit, die Saumseligkeit unsers Vorgängers wieder gut zu machen und zur Urbarmachung unsers Gebiets zu schreiten.

Das erstemal, als wir mit Aexten auf den Schultern das Blockhaus verließen, um unsern Feind, den Urwald, anzugreifen, blieben wir unwillkürlich in einer Entfernung vor dieser dichten Holzmasse stehen, und uns beide, mich und meinen Gefährten, mußte zu gleicher Zeit der Gedanke an das Schwierige ja fast Unmögliche ihn zu bewältigen, ergreifen, denn die majestätischen, in stolzer Höhe ihre Gipfel entfaltenden Bäume schienen unserer zu spotten.

Wir hatten inzwischen bereits eine vortreffliche Schule den Winter über durchgemacht und durften uns einer ziemlichen Bekanntschaft mit der Axt rühmen. Unsere Hände waren hart geworden und Schwielen und Beulen nicht mehr zu befürchten. Zur größern Belebung unsers Muthes fand sich auch unser Nachbar der dienstfertige Irländer ein, um uns Anweisung zu ertheilen, auf welche Weise einem Urwalde am füglichsten der Garaus gemacht werde. Die Bäume werden in fast gleicher Höhe mit der Brust geschlagen, denn die Handhabe der Axt läßt es nicht zu sie niedriger zu fällen. Die Axt nämlich, der man sich in Amerika bedient, ist von der in Deutschland gebräuchlichen sehr verschieden. Das Eisen derselben ist kürzer und das Blatt stärker. Der Stiel, gewöhnlich von Hickorynuß- oder Ulmenholz, ist etwas gekrümmt und am Ende mit einem Knopfe versehen, um das Entgleiten aus der Hand zu verhindern. Der Hieb wird gewöhnlich von der Schulter herab oder indem man die Axt um den Kopf schwingt geführt. Auf die letztere Weise hat der Hieb eine große Gewalt und dringt tief in das Holz ein.

Zur nicht geringen Verwunderung unsers Lehrmeisters, des Irländers, ging uns die Arbeit rasch von der Hand; er hatte uns vermuthlich so viel Talent und Ausdauer als eine Holzhauernatur erfordert, nicht zugetraut. Nach einigen Wochen Arbeit hatten wir einige Morgen geklärt. Die gefällten Baumstämme wurden jetzt in 6 bis 10 Fuß lange Blöcke gehauen, die Zweige abgeschlagen und alles blieb einige Zeit liegen, um an dem kräftigen Strahle der amerikanischen Sonne zu trocknen.

Sodann wurden Blöcke und Zweige in mehrere Haufen zusammengelegt und wir erwarteten den ersten günstigen Wind, um diese Scheiterhaufen in Brand zu stecken. Als dieser eintrat, eilten wir mit Feuerbränden herbei, und bald prasselten die hellen Flammen durch die dürren Holzstöße, daß ihr Schein sich weithin in den Fluthen des Sees spiegelte und der Abendglanz davon zu erbleichen schien. Trotz des heftigen Windes lagerte eine dicke Rauch-

säule über dieser Hölle, und unsere Wohnung und der angränzende Urwald standen in Gefahr von den abfliegenden Funken in Brand zu gerathen. Ein auf diese Weise herbeigeführtes Unglück ereignete sich vor einigen Jahren im Staate Maine, wo durch einen Waldbrand, der mehrere Monate anhielt, zehn Dörfer und zwei Städte in Asche gelegt wurden.

Zur Ehre der amerikanischen Pflanzer muß es gesagt werden, daß sie immer bereit sind, dem in ihrer Nachbarschaft sich niederlassenden Pflanzer auf die uneigennützigste Weise in seinen ersten Unternehmungen beizustehen. Also kamen unsere Nachbarn, nachdem wir die Ueberbliebsel nochmals zusammengehäuft und angezündet hatten, uns mit ihren Gespannen von Ochsen zu Hülfe, und in kurzer Zeit war unser gelichtetes Land zur Aufnahme der Saat geeignet. Außer verschiedenen Gemüsesorten wurden nun besonders Mais, der fast überall in Amerika vortrefflich gedeiht und dessen Anbau durch ergiebige Ernten belohnt wird, und einige Getreidesorten gesäet.

Es fehlte uns in unserer Abgeschiedenheit an mancherlei Freuden und Vergnügungen nicht. Des Sonntags oder nach vollendeter Arbeit an den Abenden und in den Nächten suchten wir häufig Erholung in einer so einträglichen als angenehmen Beschäftigung. Es war dieses der Fischfang, zu welchem der nahe gelegene Landsee die beste Gelegenheit darbot. Ein kleines Canoe hatten wir uns angefertigt und waren dadurch in den Stand gesetzt den See zu beschiffen. Besonders gewährte uns an schönen Frühlings- und Sommerabenden das Fischstechen viel Vergnügen. Man zündet einen Kienspan an, und während einer langsam und möglichst leise fortrudert, steht der andere mit einem Spieße gerüstet, um die vom Lichtschein herbeigezogenen Fische zu attaquiren. Der Mangel an frischem Fleisch wurde durch den meist sehr ergiebigen Fang weniger fühlbar, und da nun auch die Zugtauben ihre jährlichen Wanderungen und zwar in solchen Zügen begannen, daß die Luft und die Sonne nicht selten davon verfinstert wurden, so fehlte es unsrer Küche nicht an Abwechselungen. In der edlen Kochkunst konnten wir uns zwar nicht besonders rühmen, allein unser durch kräftige Arbeit beförderter Appetit ersetzte diesen Mangel vollkommen.

Unsere Hausthiere hatten sich inzwischen vermehrt. Eine Kuh mit ihrem Kalbe schien sich in der grasreichen Ebene ganz wohl zu befinden und wurde auch nur höchst selten von uns in Anspruch genommen, denn das Melken war vom Beginn unsers Pflanzerlebens uns beiden ein eben so beschwerliches als widerliches Geschäft.

Die Sau hatte geworfen, und diese nützliche Familie bestand mit der Mutter aus acht Mitgliedern. Mit ihrer Mastung mochten wir uns nicht befassen, und so wurde denn nach Bedürfniß ein oder das andere Milchschweinchen erlegt.

Ein Hahn und sein Serail versprachen eine zahlreiche Nachkommenschaft; wir sorgten inzwischen dafür, daß diese nicht überhand nahm.

Unser treuer Hund schien ebenfalls zufrieden und ganz gegen die Hunde-Natur lebte er mit Tom, so hieß unsere Katze, ein Geschenk vom freundnachbarlichen Irländer, auf dem Fuße der größten Freundschaft und beide spielten lustig und guter Dinge mit einander.

Ging nun Einer von uns aus, so pflegte ihm diese gesammte zwei- und vierbeinige Thierwelt zu folgen, und es war ein wahres Vergnügen, die Eintracht dieser Unvernünftigen zu sehen, und wie sie ohne alle Anfeindung zusammen lebten, wie Hund, Tom und Schwein die Lust der Geselligkeit zu empfinden schienen.

Eine andere angenehme Unterhaltung gewährte uns der einzige Sänger unter dem merikanischen Gefieder, der Spottvogel oder Mockbird, wie er dort genannt wird; er ist fast von der Größe einer Lerche, und sein weittönender, schöner Gesang macht ihn zum Liebling der Amerikaner. Da dieser Vogel sich leicht zähmen läßt, so theilt er häufig das Schicksal seiner liederreichen Brüder in Europa, indem man ihn zur Belustigung im Käfig gefangen hält. Wunderbar ist die Nachahmungsgabe dieses Thierchens, denn man kann ihm die schwersten Melodien vorpfeifen und er wiederholt das vorgetragene Stück auf das erstemal, ohne auch nur eine Note zu verlieren.

Ein solches Thierchen trieb nun sein Wesen in den beiden bereits gedachten Eichbäumen vor unserer Hausthür, und begrüßte uns jeden

Morgen mit seinem hellen Gesange. Trat einer von uns alsdann vor das Haus und pfiff irgend eine Weise, so hüpfte der kleine Sänger vom Gipfel bis auf die untersten Zweige herab, den unkünstlerischen Virtuosen mit seinen klugen, glänzenden Augen betrachtend und den Kopf von einer Seite zur andern wendend, als ob kein Ton seiner Aufmerksamkeit entschlüpfen sollte.

Sobald das kunstlose Lied geendigt war, begann der gefiederte Sänger den Wettstreit, bei welchem er dann jedesmal den Sieg davon trug. Nur wenn mein Gefährte, ein sehr geschickter Spieler der Flöte, dieses herrliche Instrument zur Hand nahm und Töne daraus hervorlockte, die er in ihrer Vollendung nicht nachzuahmen vermochte, schien er sich für besiegt zu erklären, und machte seinem Zorne durch ein heftiges Geschrei Luft. Er wurde bald sehr dreist, und wenn wir ihm Futter hinwarfen, flog er wie eine zahme Taube herbei.

Mittlerweile gedieh unsere Pflanzung vortrefflich und versprach eine gesegnete Erndte. Besonders hatten wir viel Mais, und einige Getreidearten, so wie verschiedene Gemüse gebaut und alles reifte an dem kräftigen Strahle der amerikanischen Sonne und unter den Güssen der heftigen, aber befruchtenden Gewitter hoffnungsvoll heran. Mit einem gewissen Selbstgefühle, das man Stolz nennen konnte, und mit vieler Befriedigung überschaueten wir oft unsere Schöpfung, uns mit Planen zu ihrer Verschönerung und Vergrößerung beschäftigend.

Allein diese Plane sollten nicht in die Wirklichkeit treten, denn schon lange hatte ich in dem stillen Wesen meines Gefährten eine große Veränderung wahrgenommen — an die Stelle der frühern Aufgeräumtheit, wie sehr er es auch verbergen wollte — war großer Trübsinn getreten. Ich erkannte bald, daß er sich nach seinem Hochlande zurücksehnte und an jenem tückischen Schleichfieber, dem Heimweh, leide, das so vielen Menschen in der Fremde das Leben kostete. Seine Gesundheit wurde leidend, und es wäre unedel von mir gewesen, ihn einem frühen Grabe an einer Krankheit zuwelken zu sehen, gegen welche keine Arznei anschlägt. Das einzige Mittel zur Heilung war schnelle Rückkehr in sein Vaterland.

Es wurde daher beschlossen, unserm einsamen Pflanzerleben Valet zu sagen und in das gesellige Leben zurückzukehren. Obgleich es nie meine Absicht gewesen war, auf längere Zeit ein Pflanzer zu werden, so hatte ich diesem Leben doch nach und nach so viel Reize abgewonnen, daß ich nicht ohne Wehmuth von unserer friedlichen Abgeschiedenheit schied. Besonders ging uns die Trennung von Mac O'Connor, dem ehrlichen Irländer, zu Herzen, so wie denn auch er die lebhaftesten Aeußerungen einer tiefempfundenen Rührung beim Abschiede zu erkennen gab.

Wir traten nun unsere Reise in südöstlicher Richtung zum Mississippi an, und nachdem wir diesen nach mancherlei Beschwerden erreicht hatten, bestiegen wir einen jener „wandelnden Gasthöfe," wie man die amerikanischen Dampfschiffe ihrer vortrefflichen Einrichtung wegen nennen kann, fuhren diesen Riesenstrom bis an die Mündung des Ohio hinab und diesen malerischen Fluß aufwärts, bis wir nach einer langen Reise St. Louis erreichten.

In dieser Stadt fand mein Gefährte bei einem Kaufmann, seinem Landsmann, die freundschaftlichste Aufnahme und Pflege; allein er mußte schon seit längerer Zeit den Keim des Todes in der Brust getragen haben, denn leider! starb er schon einige Wochen zu meiner und seiner Freunde tiefster Betrübniß — und so machte denn der Tod einen Querstrich durch die Plane und Entwürfe, die wir zusammen für die Zukunft gebildet hatten.

Die pflichtgetreue Schildwache.

Ein Rekrut war vor das Jagdschloß des Herzogs von ††† Schildwache gestellt worden, um bei vorkommender Gelegenheit vor dem Herzoge das Gewehr zu präsentiren. Um sich die Zeit zu vertreiben, fieng er an ein Stückchen Wurst zu eßen, und aus einer Brantweinflasche zu trinken. Plötzlich tritt ein Mann in Jagdkleidern aus dem Gebüsche, und richtet an ihn die Frage, was er da äße? Rathen Sie einmal, erwiederte der Rekrut. — Nun denn, entgegnete der Jäger, Rindswurst? — „Besser!" — Leberwurst? — „Beßer!" — Kalbswurst? — „Gerathen!" — Nun rathe aber einmal, wer ich bin. — „Ein Jagdbursche?" — Besser!" — Ein Edelmann?" — Beßer! — „Am

Ende der Herzog?" Gerathen! versetzte der Herzog. — „Wenn dem so ist, fuhr der Rekrut fort, so haben Sie die Güte, mir meine Wurst und meine Schnapsflasche zu halten, denn man hat mir befohlen, das Gewehr vor Ihnen zu präsentiren.

Ein Bauer, welcher erst 14 Tage Soldat war, stand auf'm Posten. Eine Zeit lang gieng er ruhig hin und her, dann aber blieb er mit verschränkten Armen vor dem Schilderhause stehen, besah es einige Zeit von Oben bis Unten und sagte: „Ich möchte nur wissen, was sie an dem alten Kasten für einen Narren gefressen haben mögen, daß unser einer immer dabei stehen und ihn hüten muß."

Alles auf der Rechnung.

Ein reicher Mann, der sein Haus repariren ließ, sah bisweilen den Arbeitsleuten zu und ermahnte sie dabei zur Förderung des Werks. Als er einmal eine Anzahl Nägel bemerkte, welche ausgestreut auf der Erde lagen, sagte er zu einem in der Nähe arbeitenden Zimmermann: „Warum hebt Ihr diese Nägel nicht auf, sie werden gewiß verloren gehen." „Ach nein," erwiederte der Angeredete, „Sie werden sie alle auf der Rechnung finden.

Der überlistete Weinhändler.

Jemand, der ein Faß Wein kaufen wollte, bat den Verkäufer, ihm ehrlich zu sagen, wie viel Wasser er unter den Wein geschüttet habe, dies Bekenntniß werde den Kauf nicht hindern; er wolle ihm den Wein doch gern bezahlen. Der Verkäufer bekennt es; der Kauf wird geschlossen und der Käufer zieht den Werth des durch Wasser vertretenen, fehlenden Weins ab. „Denn," bemerkte er, „ich versprach nur den Wein zu bezahlen, nicht aber das Wasser."

Der Bärenpelz.

Ein Herr, der einen Bärenpelz trug, gerieth mit einem andern in Streit, ob es wärmer hielte, wenn man die Haare eines Pelzes auswendig oder inwendig trüge. Da dieser ihm durch eine Menge Gründe das Letztere bewiesen hatte, antwortete er: „Ei was! wenn die Haare auswendig nicht wärmer hielten, so würde sie der Bär wohl selbst inwendig tragen."

Der widerspänstige Schubkasten.

Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.

Als der Kreis Henneberg an die Krone Preußen, welche einen Adler im Wappen hat, abgetreten wurde, ward zur Huldigungsfeier eine Denkmünze geschlagen, auf welcher ein Adler stand, unter dessen Fittich sich eine Henne befand. Ein Pfarrer, der dieses Bild den Kindern in einer Dorfschule verdeutlichen wollte, und deshalb eine lange Rede gehalten hatte, frug endlich einen Knaben: „Nun, Kleiner, sag mir einmal, was will der Adler mit der Henne machen?" Ganz treuherzig antwortete der Knabe: „Er will se freß!"

„Kind," sagte H... zu seiner Frau, „ich dächte wir gingen heut ins Theater. — „Was wird denn gespielt?" fragte sie. — „Was wir beide seit langer Zeit nicht gesehen haben — „der Hausfrieden."

Mancher Bräutigam macht an seinem Hochzeitstage eigentlich sein Testament, denn sein „Ja" vor dem Altar ist sein letzter Wille.

Ein Dorflehrer, der schon mehrere Mittel, seine Schulkinder in Ruhe zu erhalten, versucht hatte, sprach zu ihnen: „Knaben, sitzet einmal wie die Studenten; aufgerichtet mit untergeschlagenen Armen." Das Wort: „wie die Studenten" half, und sein Befehl wurde schnell vollzogen. Ein Knabe aber verblieb in seiner bequemen und lümmelartigen Stellung. Vom Lehrer gefragt, warum er nicht auch sitzen wolle, wie die Studenten, antwortete er ganz phlegmatisch: „Ich brauch' das nicht, ich werd' ein Schuster."

Ein Soldat, der im Rausch auf der Straße in ein Gräbchen gefallen, und dem ein an ihm vorübergehender Offizier nach Hause zu gehen befahl, entgegnete hierauf; „Erlauben Euer Gnaden, allweil läuft die ganze Stadt um mich herum, und da will ich jetzt nur warten, bis d'Kasern kommt, daß ich hinein kann."

Ein Zierbengel trat auf einem Balle seiner Tänzerin auf den Fuß und sagte zu seiner Entschuldigung: „Warum haben Sie aber auch ein so kleines Rehfüßchen, das man gar nicht sehen kann?" „Sein Sie ganz ruhig," entgegnete sie lächelnd, „der Tritt eines Hasenfußes schmerzt nicht."

In Wien wollte sich ein reicher, aber magerer Schneidermeister malen lassen. Der Maler fragte ihn, ob er in Wasserfarbe oder in Oel gemalt sein wolle. Ich dächte in Oel, erwiederte der Schneider, damit ich a Bissel fetter ausschau.

Ein Mädchen wurde von ihrer Herrschaft wegen entschiedenem Hange zur Unreinlichkeit des Dienstes entlassen. Als ihr der vorschriftmäßige Entlassungsschein ausgestellt werden sollte, bat sie die Frau vom Hause, diesen Schein von ihrem Gatten so glimpflich als möglich abfassen zu lassen. „Aber ihr Mangel an Reinlichkeit muß doch erwähnt werden."

„Nun wenn es nicht anders sein kann, liebes Madamchen, so lassen sie es doch nur so verblümt als möglich bemerken."

Die Frau versprach ihr dies, und bat ihren Gatten, diesen Umstand in gewünschter Art zu berühren. Er stellte den Schein nun also:

„Anna Regina D . . . u. s. w. Ich habe keine besondere Klage über sie zu führen, und ist sie lediglich nur wegen Wasserscheu von mir entlassen worden."

In einer Gesellschaft behandelte ein Offizier eine Dame unanständig. Sie verwies es ihm so, daß seine Empfindlichkeit gereizt wurde. „Wissen Sie, Madame, daß ich Offizier bin?" rief er aus, und die Dame erwiederte: „Gemeiner können Sie nicht sein."

Eine Frau, deren Kind nicht schlief und immerfort schrie, weckte ihren sanft neben ihr ruhenden Mann, sie mit dem Wiegen des Kindes abzulösen, und führte als Hauptgrund für ihre Bitte an, daß er eben so gut, wie sie, Theil an dem Kinde habe. Du hast Recht, sagte der Mann, indem er sich auf die andere Seite legte, wiege also deinen Theil, ich lasse den meinigen schreien.